Elss, H.
Die Buren

Die Buren

der

deutsche Bruderstamm in Südafrika

von

Oberlehrer H. Elß.

Zweite Auflage.

Mit 10 Illustrationen.

Preis 50 Pfg.

Verlag von Ernst Siedhoff in Bielefeld.

Ulanen-Briefe

von der ersten Armee aus dem Feldzuge 1870-71

von

Moritz von Berg.

3 Teile in einem Bande nebst einer Karte des Kriegsschauplatzes um Amiens.

2. Auflage.

Preis Mk. 5,—; eleg. geb. Mk. 6,50

3. Auflage: Volksausgabe Mk. 1,50.

Ueber das vorzügliche Buch schreibt die Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung, Berlin: „Wer den preußischen Reiteroffizier kennen lernen will, wie er in der Pflicht seinen Strang zieht, im Kriege ein Edelmann bleibt, im dichtesten Gewühl des Getümmels sein Heimatsgefühl behält, der lese die prächtigen Briefe eines Ulanen-Rittmeisters an seine geliebte Mutter. Diese Ulanenbriefe sind in ihrer einfachen Schmucklosigkeit und Anspruchslosigkeit so erquicklich, daß jung und alt in meiner Familie in der Lektüre wetteifern. Es sind in ihnen zwar weniger Kriegsthaten erzählt, als der beschwerliche und abwechselungsvolle Dienst der heutigen Kavallerie, von einem Offizier geschildert, der seinen Dienst auf das Penibelste versieht, jedoch nebenher ein offenes Herz für die alltäglichen Begebenheiten und ein offenes Auge für alles behält, was um ihn her sich regt und bewegt. Sein Verkehr mit den Landleuten, seien es Mitglieder der legitim gesinnten französischen Aristokratie, geistvolle Curés oder einfache Bauern, giebt uns ein besseres Bild von dem Lande und den Leuten, als langatmige Schilderungen. Verfasser führte im Kriege eine Schwadron, welche bei Metz an den Feind kam und die Züge der deutschen Truppen um Amiens und im Norden Frankreichs mitmachte. Da er noch längere Zeit bei der Okkupation blieb, so erstrecken sich seine schmackhaften Berichte auch auf jene nachkriegerische Zeit. Uns ist selten ein Buch über die Kriegszeit vorgekommen, welches den Leser in so behagliche Stimmung versetzt, und ihn so unbewußt in sein Interesse einzuspinnen versteht, wie der vom damaligen Rittmeister v. Berg geführte Briefwechsel an seine liebe Mutting. Die Ausstattung des Buches ist eine vornehme.

Paul Krüger.

Die Buren

der deutsche Bruderstamm in Südafrika

von

H. Elß, Oberlehrer in Bielefeld.

Zweite Auflage.

Bielefeld 1899.
Druck und Verlag von Ernst Siedhoff.

„Die englische Politik mit den Buren kann ich nicht billigen; bisher war ich im Kampfe der Engländer gegen Wilde, solange sie für die Civilisation waren, auf ihrer Seite; die Buren sollten sie wie gute Freunde betrachten, auf welche sie im Kampfe gegen die Kaffern zählen könnten, aber deshalb sehe ich noch gar nicht den Grund, weshalb die Buren unter englischer Herrschaft (Hoheit) stehen sollten."

Fürst Bismarck.

Legation de la République Sud Africaine

Brüssel, den 24 November 1899
8. Rue de Livourne.

G.R. 7154/99
N: 2116/99

Ew. Wohlgeboren

erlaube ich mir meinen herzlichsten Dank auszudrücken für die gütigst übersandte Brochüre und für die beigefügten liebenswürdigen Worte. Solche Beweise inniger Teilnahme sind in diesen schweren Tagen ungemein wohlthuend und dieselben werden dazu beitragen mein Volk in seinem gerechten Streite zu stärken.
Mit der Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren
sehr ergebener
W J Leyds

Herrn Ernst Liedhoff
Bielefeld
Deutschland.

Präsident Krügers Ansprache

in der letzten Sitzung des Volksrats vor dem Ausbruch des Krieges am 2. Oktober 1899 schloß mit folgenden Worten:

„Tausende von Feinden umlagern uns, bereit sich auf uns zu stürzen. Wir brauchen sie aber nicht zu fürchten und fürchten sie auch nicht; denn der Herr der Heerscharen haßt die Lüge und steht auf der Seite von Wahrheit und Recht. Er war mit uns, er wird wieder mit uns sein. Der Herr ist der wahre Schlachtenlenker. Wurden nicht bei Doornkop von Jamesons Scharen viele Tausende von Kugeln verschossen, und doch fiel der unsern nur einer! Wer anders lenkt der Geschosse Flug, als der Herr? Er ist der Herrscher über die Welt und niemand anders. Im 118. Psalm im 7. Vers steht geschrieben: „Der Herr ist mit mir, mir zu helfen; und ich will meine Lust sehen an meinen Feinden." Der Herr wird entscheiden zwischen der Wahrheit und der Lüge, die sich mit dem Ruf: Stimmrecht, Stimmrecht! heiser schrie. Wir waren bereit, es ihnen nach der Konvention von 1881 zu geben, sie zu Bürgern zu machen. Wir boten es ihnen an; sie haben es aber nicht angenommen; als es galt, das Land gegen die Schwarzen zu verteidigen, da weigerten sie sich, mit uns zu ziehen; sie wollten keine Bürgerpflichten erfüllen, verlangten aber volle Bürgerrechte. Wir wollten sie zu den unsern machen, sie uns gleichstellen, sie blieben aber Fremde in unserer Mitte und hetzten durch Lügen und gewissenlose Agitation den Feind wider uns, so daß wir gezwungen sind, um unsere teuer erkaufte Freiheit und Selbständigkeit und um unser Land abermals zu kämpfen und unser Leben einzusetzen. Verzagen wir aber nicht! Der Herr ist mit uns! Er hat geholfen, er wird wieder helfen!"

Worte des Pastors Graßmann

in Johannesburg an das deutsche Freiwilligenkorps vor dem Abmarsch.

„In einem Kriegslied aus ruhmvoller Zeit heißt es: Der König rief und alle, alle kamen. Jetzt ruft das Vaterland Eurer Wahl und ihr seid gekommen, Leib und Leben, Gut und Blut für dasselbe hinzugeben. Und gewiß, die Ehre Eures Adoptiv-Vaterlandes ist Eure Ehre, seine Not Eure Not, sein Sieg Euer Sieg. Als Deutsche seid Ihr zusammengetreten zu diesem Korps. Ihr kämpft nicht blos für Euer neues Vaterland, sondern auch für die Ehre des deutschen Namens. Denkt daran, daß Ihr Deutsche seid, daß Eure Väter in tausend Schlachten kämpften, bluteten, siegten. Ihr seid Christen! Denkt daran, daß nicht blinder Zufall das eiserne Würfelspiel des Krieges lenkt, sondern der lebendige Gott. Unter Gesang geistlicher Lieder sind unsere Väter in die Schlacht gezogen und haben gesiegt gegen dreifache Uebermacht. Gewiß, der Feldherrngeist des Großen Friedrich hat sie geführt, aber was ihnen den Sieg verlieh, war der Geist, der sie belebte, der Geist unerschütterlichen Gottvertrauens. Und diesen Geist unerschütterlichen Gottvertrauens, der fest wie ein Felsen steht im Branden und Wogen der Schlacht, gebe der Allmächtige auch Euch. Und nun ziehet hin und machet das stolze Wort des eisernen Kanzlers zur Wahrheit: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt. Gott geleite Euch durch Kampf zum Siege und zu einem fröhlichen Wiedersehen, woll's Gott hier in dieser Stadt. Und sollte er es anders beschlossen haben und dem einen oder dem andern ein ehrlicher Soldatentod beschieden sein: Auf Wiedersehen vor Gottes Thron. Amen."

Die Augen der Welt sind auf Südafrika gerichtet. Dort ringt ein kleines Volk gegen das größte Reich des Erdballs um seine Selbständigkeit, um seine Freiheit. England hat dem kleinen Transvaal die Pistole auf die Brust gesetzt und ruft: Dein Gold oder dein Leben! und entschlossen antworten ihm die Buren: Lieber den Tod, als unser Vaterland preisgeben! Es ist keine Halsstarrigkeit, England hat die Buren durch unaufhörliche Drangsalierung zur Verzweiflung getrieben. Die Geschichte der Buren ist eine Geschichte der Vergewaltigung durch die Engländer.

Es ist ein kühnes Unternehmen. Die beiden Burenstaaten zählen insgesamt nur etwa 200000 Bewohner burischen Stammes. Was ist das gegen eine Bevölkerung von 40 Millionen allein Alt-Englands? Einer steht gegen zweihundert! Aber welcher Geist beseelt die Freiheitskämpfer! Wie die Worte eines alttestamentlichen Propheten klingt die Ansprache des greisen Präsidenten Krüger, mit der er die letzte Sitzung des Volksrats am 2. Oktober schloß und die wir, wie es sich gebührt, an den Eingang unseres Buches gestellt haben: „Verzagen wir aber nicht! Der Herr ist mit uns! Er hat geholfen, er wird weiter helfen!“

Wie der Führer, so denkt sein Volk. So denken die Deutschen, die als Freiwillige mit in den Kampf für das Recht ziehen. Würdig reihen sich den Worten des Präsidenten die ernsten Worte des Pastors Graßmann in Johannesburg an, die er bei der Einsegnung der deutschen Schar vor dem Abmarsche sprach.

Dieser gottbegeisterten Kampfesstimmung vermögen die Engländer nur Hochmut und die Anmaßung des Geldprotzen gegenüberzustellen. Aber der kleine David hat den

Riesen Goliath einst bezwungen! David war auch ein Scharfschütz und kam von seinen Herden.

Wir in der deutschen Heimat können es den Stammesbrüdern mehr als irgend ein Volk nachfühlen, welche Begeisterung jetzt durch ihre Seele zieht. Wir haben Aehnliches erlebt. Auch wir sind von einem hochmütigen Nachbar Jahrhunderte lang belästigt und beraubt worden. Er wollte uns am Anfange unseres Jahrhunderts das letzte nehmen, unsere Freiheit. Eine heilige Begeisterung führte uns, als die Not am größten war, in den Kampf und das Joch des Eroberers wurde abgeschüttelt. Auch uns war es „ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg". Und wiederum gönnte uns 50 Jahre später der Nachbar unsere wachsende Macht und Größe nicht. Da warfen wir den Bedränger mit Gottes Hilfe hoffentlich für immer zu Boden.

Der Geist, der die Krieger von 1813 und 1870 beseelte, ist jetzt in den Buren lebendig. Das Ziel ist dasselbe: Befreiung von dem anmaßenden Nachbar. Möge der Erfolg den Wünschen der Kämpfer entsprechen: ihr Sieg ist unser Sieg, ein Sieg des Deutschtums.

Einmütig hat das deutsche Volk für die stammverwandten Buren Partei ergriffen. Alt und Jung jeglichen Standes und Berufes spricht von nichts mit größerer Teilnahme als von der Sache der Buren. Mit Jubel wurden die ersten Siege begrüßt, mit Spannung wird jeder neuen Nachricht entgegengesehen. Aber verhältnismäßig wenig ist weiteren Kreisen von dem weltfernen Lande bekannt. Vorliegende Skizze, die weitere Ausführung eines Vortrages, sucht ein Bild von der Geschichte und dem Wesen dieses herrlichen deutschen Volksstammes zu entwerfen.

I.

1. Die Gründung der Burenkolonien am Kap der Guten Hoffnung.

Schon im Mittelalter verband ein reger Handels-
verkehr das Abendland mit dem Morgenland. Die alten
Handelswege führten von der Nord- und Ostseeküste nach
Oberdeutschland, von da hauptsächlich über die Alpen nach
Oberitalien und über das Mittelmeer nach Syrien, Persien,
Arabien, Indien. Die deutschen und italienischen Städte,
wie Nürnberg, Augsburg, Mailand, Venedig u. a. waren
damals die reichsten der Welt.

Das Zeitalter der großen Entdeckungen brachte einen
neuen Weg. Gegen das Jahr 1500 entdeckte der Por-
tugiese Vasco da Gama den Seeweg nach Indien um das
Kap der Guten Hoffnung herum. Nun rissen die Staaten
am Ozean, zuerst Portugal, dann England und
Holland den Orienthandel an sich. Im Jahre 1600
wurde die englisch-ostindische, im Jahre 1602 die hollän-
disch-ostindische Handelsgesellschaft gegründet. Um Afrika
kümmerte man sich nicht viel, das Ziel war das reiche
Indien. Doch legte die holländisch-ostindische Gesellschaft
am Kap der Guten Hoffnung eine Station für die Ostin-
dienfahrer an, eine Erfrischungsstation, z. B. um Wasser
und andere Nahrungsmittel einzunehmen, oder um schad-
hafte Schiffe auszubessern. Die Besatzung erwarb
kleine Anwesen, doch suchte man Ansiedlungen im

Innern des Landes zu verhindern, weil man Streit mit den Eingeborenen und dadurch Gefährdung der Station befürchtete. Man wollte also nicht kolonisieren. Aber die Verhältnisse zeigten sich mächtiger als der Wille der Regierung. Es kam immerfort Zuzug aus Holland und Deutschland, vertriebene französische Protestanten fanden sich ein, die Bevölkerung drängte allmählich über den engen Bereich des Hafengebietes hinaus. Die herrlichsten Weiden luden zum Betriebe der heimatlichen Viehzucht ein, die deutsche Wanderlust regte sich, Gefahren schreckten die Buren (Bauern), wie man die ländlichen Einwanderer nannte, nicht, der Kampf mit der Wildnis und ihren Bewohnern aber erzog eine derbe, unermüdliche, selbstbewußte Bevölkerung, die das Land festzuhalten verstand.

Hübsch schildert ein neuerer Darsteller die Gründung der Burenfarmen:*) „Gleich den alten Germanen zogen die Buren auf schwerfälligen, aber für Weib und Kind und alle Habseligkeiten geräumigen Wagen, bespannt oft mit zwölf Paar Ochsen, von einem Weideplatz zum andern, setzten sich, wo eine Quelle einlud, und wenn das Wasser gut und die Ernte erträglich war, verließen sie die Wagen und bezogen eine Hütte mit einem Estrich von Erde. Dabei hielten sie beständig Fühlung untereinander. Durch schnell in Brand gesetzte Reisigbündel gaben sie sich Nachricht vom Herannahen der Feinde. Rasch waren die Buren zu Pferd und griffen die Feinde von mehreren Seiten zugleich an. Die schwere Donnerbüchse, die sie mit ebenso großer Kaltblütigkeit wie Treffsicherheit brauchten, jagte den Ureinwohnern des Kaplandes nicht wenig Schrecken ein und verhalf den Buren in der Regel zum Siege. Wurden aber die Buren auf einem Zug angegriffen, so waren die hinter- und nebeneinander fahrenden Ochsen-

---

*) Klössel, die südafrikanischen Republiken. Leipzig 1890.

Eilpost in Transvaal.

wagen im Nu zu einer Wagenburg kreisförmig vereinigt, die Kinder in den mit schweren Bohlen geschützten Wagen untergebracht, die Weiber, bereit zum Laden der abgeschossenen Büchsen, hinter den in den Lücken der Wagen in eiserner Ruhe im Anschlag liegenden Männer aufgestellt und das Vieh in der Mitte des Raumes zusammengekoppelt. Nur bei bedeutender Uebermacht gelang es dem Feinde dann, eine solche Wagenburg zu stürmen, und seine Verluste waren derart, daß das Wehgeheul über die Gefallenen die Siegesfreude bei weitem übertönte. Allerdings verließ der Feind die Wagenburg in solchem Fall nicht eher, bis sie in eine rauchende Trümmerstätte verwandelt war, und nicht früher, als bis der letzte Bur sein Leben ausgehaucht."

Aber nicht einen Vernichtungskampf führten die Buren gegen die Wilden wie die amerikanischen Kolonisten, sondern sie suchten stets zu unterhandeln und Land durch Tausch zu erwerben. Oft unterwarfen sie sich sogar der Oberhoheit der Häuptlinge, ohne indes von ihrer Eigenart das geringste aufzugeben. Wenn aber die Wilden treulos die Verträge brachen, dann kannten die Buren kein Erbarmen und nahmen blutige Rache. Ihr Verhalten gegen die Wilden blieb dabei doch immer ehrlich, und bei allem Haß konnte der Kaffer dem Bur seine Achtung nicht versagen. Er nennt ihn noch heute den Engländer, der keine Lüge spricht.

Allmählich füllte sich das ganze Gebiet der heutigen Kapkolonie mit Burenfarmen. Es ist das Verdienst der Buren, aus der Wildnis ein Kulturland gemacht zu haben.

2. Die Besetzung des Kaplandes durch die Engländer.

Längst hatten die Engländer ihr Auge auf das aufblühende Land geworfen. Das erste Mal waren sie im Jahre 1620 gelandet und hatten das Kap für englischen Besitz erklärt, es aber dabei bewenden lassen, und in der Folgezeit keine Herrschaftsrechte ausgeübt. Im Jahre 1795 besetzten sie zum zweiten Mal das Land, und die Buren mußten sich trotz tapferster Gegenwehr der Uebermacht unterwerfen. Die englische Flotte war unter dem Vorwande ausgesegelt, die Herrschaft des Prinzen von Oranien, des Statthalters der Niederlande, zu schützen. Dieser war vor seinen Feinden nach England geflohen. In Holland war nämlich eine neue, revolutionäre Regierung ans Ruder gekommen, sie hatte die batavische Republik erklärt und mit dem gleichfalls revolutionären Frankreich ein Verteidigungsbündnis geschlossen. Dadurch war sie auf die Seite der Feinde Englands getreten. Das kam England gerade recht, denn hieraus entnahm es den Anlaß, sich der besten Kolonien des schwachen Hollands in Indien und Südafrika zu bemächtigen. Von den Rechten des Prinzen war weiter nicht die Rede, sein Sohn wurde später anders abgefunden. Im Wiener Frieden von 1815 hat sich England bei der allgemeinen Länderverteilung nach der Niederwerfung Napoleons das Kapland und andere holländische Kolonien endgiltig zusprechen lassen. Ein tieferer Grund war folgender.

Das Kap hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine ungemeine Bedeutung für England gewonnen. Die englisch-ostindische Kompagnie hatte ganz Ostindien erobert, Australien und die Südseeinseln waren entdeckt worden und neue englische Kolonien daselbst entstanden; eine feindliche Macht, die sich des Kaplandes bemächtigte,

konnte daher diesen vor dem Bau des Suezkanals einzigen Seeweg nach jenen Meeren sperren und den englischen Handel unterbinden. Diese Gefahr lohnte schon einen Angriff.

Trotzdem fühlten die Engländer, daß ihr Vorgehen einer Rechtfertigung bedürfe. Sie wiesen darauf hin, daß die Buren selbst mit der Kapregierung unzufrieden seien. Das war richtig; es war sogar unter dem Einfluß der revolutionären Gedanken, wie sie damals durch die Welt gingen, zu einem Aufruhr gekommen. Die Kompagnie verfuhr oft nach Willkür, sie lag zudem in den letzten Zügen und suchte durch ein drückendes Handelsmonopol ihr Leben zu fristen. Aber was ging das die Engländer an?

Der Handel der Kolonie hob sich allerdings unter englischer Herrschaft bedeutend. Aber die Liebe ihrer neuen Unterthanen wußte sich die britische Regierung nicht zu erwerben. Ja, die Politik der Regierung lief den Bedürfnissen der Landesbewohner gerade entgegen. Der Bauer hat an sich schon eine gewisse Abneigung gegen das Eingreifen des Staates in seine Angelegenheiten; eine kluge Politik wäre hier möglichst schonend verfahren. Indes der Engländer kennt keine Rücksichten gegen andere. Er ist von allen Leuten der Welt am wenigsten geeignet, fremdes Volksleben zu verstehen. Seine Sitten und Gewohnheiten nimmt er in jedes Land mit, gleichviel, ob er anderen damit lästig fällt oder nicht. Seine Grundsätze sucht er auszubreiten, wohin er kommt, und wundert sich, daß man darüber eine andere Ansicht haben kann. Alles Englische dünkt ihm gut, alles Fremde widerwärtig. — Ein erster Anlaß zu Zwistigkeiten zwischen den Buren und der englischen Regierung war die Sprachenfrage. Das ganze Volk sprach holländisch, die Beamten meist nur englisch. Bei Gerichtsverhandlungen und in Eingaben an die Regierung sollte nur

englisch gesprochen werden. Das verletzte den nationalen Stolz der Buren. Die neuen Herren des Landes nahmen sich auch nicht die Mühe, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes zu studieren. Sie wollten die Segnungen der christlichen Nächstenliebe auch den Farbigen zuteil werden lassen, und das war sehr löblich; da sie aber die Maßregeln überstürzten, schufen sie mehr Unheil als Segen. Bisher war streng der Unterschied zwischen Farbigen und Weißen festgehalten worden, jetzt wurde die Gleichheit beider Menschenrassen verkündet. Die Buren kannten die Schwarzen aus der Erfahrung und wußten, daß diese nur durch Unterordnung und Zwang zu brauchbaren Gliedern der Menschheit gemacht werden konnten; sie behandelten ihre Sklaven streng aber nicht schlecht, und diese waren zufrieden: die Engländer folgten den Schilderungen der Missionare, sahen in den Schwarzen leidende Menschen und Brüder und verlangten, daß man sie behandle wie Kulturmenschen des 19. Jahrhunderts, ohne zu bedenken, daß sie noch nicht fähig waren, die Segnungen der Kultur zu begreifen. Sie wurden aufsässig und gehorchten ihren Herren nicht mehr. Ein Beispiel: Strafen sollte nur noch der Richter verhängen bei Vergehen gegen das englische Strafgesetzbuch. Aber was kümmerte es den Wilden, wenn er mit Gefängnis bestraft wurde? Hier konnte er täglich 24 Stunden schlafen und bekam gut zu essen. Er glaubte sich von der englischen Regierung in Schutz genommen! Den Schaden hatte der Bur.

Bisher hatte die Sklaverei im Kaplande als herkömmliche Einrichtung bestanden: jetzt (1833) wurde sie durch Parlamentsbeschluß mit einem Male abgeschafft. Die Buren erhoben Einspruch, nicht gegen die Aufhebung der Sklaverei überhaupt, sondern gegen die plötzliche voreilige Aufhebung. Selbst im englischen Parlament erhob sich Widerspruch. Vergebens. Sechzigtausend Schwarze wurden mit einem Male

frei; die Folge war, daß an die Stelle geordneter Zustände Landstreicherei, Raub, allgemeine Unsicherheit trat. Es entstand Arbeitermangel, der Wohlstand sank überall. Die Häuptlinge sahen in dem Verfahren der Engländer eine Anerkennung ihrer Macht; so drohten neue Kriege. Sogar Feuerwaffen erhielten die Wilden von den englischen Kaufleuten, die die Buren ihnen mit Recht stets vorenthalten hatten. Wenn diese sich aber gegen die Angriffe der Wilden zur Wehr setzten, dann schritten die Engländer ein; sie wollten den Streit friedlich schlichten und ermutigten jene dadurch zu immer neuen Gewaltthätigkeiten. Die Buren fühlten sich durch diese Maßnahmen aufs tiefste gekränkt. Die vielen Kaffernkriege sind die Rechtfertigung der Buren.

Für den Verlust ihrer Sklaven sollten sie freilich mit einem Drittel des Wertes entschädigt werden. Aber die Abschätzung war bei der zerstreuten Siedelung in dem weiten Lande schwierig. Gewissenlose Agenten unterschlugen die Summen, die sie erhielten, sodaß den Buren zu wenig oder nichts ausbezahlt wurde. Man antwortete ihnen auf ihre Klagen: Kommt nach London und hebt die euch zustehenden Gelder ab. Wer vermochte die weite Reise zu unternehmen?

Endlich warfen die Buren den englischen Gerichten Parteilichkeit für die Wilden vor. Bezeichnend hierfür ist ein Vorfall zu Slagters Nek.

Ein Holländer Namens Bezuidenhout war vor den englischen Friedensrichter berufen, weil er einen Hottentotten angegriffen haben sollte. Längst war es überall im Lande bekannt, daß bei derartigen Vorladungen der englische Richter alle Aussagen der Neger für lautere Wahrheit, die Angaben der Buren für Lüge annahm. Bezuidenhout erschien daher nicht vor Gericht und wurde infolgedessen

von Soldaten, die ihn mit Gewalt holen sollten, als er sich wehrte, auf seinem eigenen Hofe erschossen. An seinem Grabe gelobte sein Bruder mit einigen Freunden jenen rohen, zuchtlosen Söldnern des Königs Georg Rache. Sofort wurde wieder eine weit überlegene Anzahl Soldaten in Waffen abgesandt, um sie zu ergreifen. Alle ergaben sich mit Ausnahme von Jan Bezuidenhout, der einen Fluchtversuch machte. Die Feinde sahen ihn, und so entschloß er sich kurz, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Neben ihm standen seine Frau und sein zwölfjähriger Sohn, die ihm abwechselnd geladene Gewehre zureichten. Bezuidenhout verwundete einen Soldaten und sank dann zu Tode getroffen nieder. Seine Frau und sein Sohn wurden gefangen genommen.

Auch diese Unbill wäre noch von den Buren vergessen worden. Allein die sogenannte englische Gerechtigkeit kannte kein Erbarmen. Von den neun „Aufrührern" wurden sechs zum Tode verurteilt, drei verbannt. Die sechs Verurteilten hängte man bei Slagters Nek an einen gemeinsamen Galgen. Das Gerüst vermochte nicht die Last zu tragen; es stürzte zusammen. Die unglücklichen Opfer der Gerechtigkeit lebten noch. „Das ist ein Zeichen vom Himmel," riefen die Umstehenden. „Sie sind frei! Gott will, daß sie leben!" Aber die englische Regierung wollte es nicht, und die Hinrichtung wurde dennoch vollzogen. Diesmal hielt der Galgen die Last aus. Die händeringenden Angehörigen der Verurteilten, die auf Anordnung der Obrigkeit als Zuschauer zugegen waren, hatten aber selbst jetzt noch nicht den letzten Tropfen ihres bitteren Kelches geleert. Man verwehrte ihnen auch das Recht, ihre Toten christlich zu begraben. Unter dem Galgen wurden die Leichname von den rohen Henkern verscharrt.

Die Buren haben Slagters Nek nie vergessen.

Eine allgemeine Erbitterung war die Folge der ungeschickten Maßregeln der englischen Regierung und ihrer Diener.

3. Die Trekks der Buren.

Die Buren erkannten, daß sie von der englischen Regierung kein Wohlwollen und Verständnis für ihre Art erwarten durften und beschlossen, aus dem englischen Gebiet fort und tiefer ins Innere des Landes zu wandern, zu „trekken“. In den Jahren 1835 und 1836 brachen 8000 Buren unter Führung von Pieter Retief, Gert Maritz, Andries Pretorius auf und zogen nach Natal, nach dem Oranje- und Vaalfluß. Sie waren in gehobener Stimmung. Sie verglichen ihren Zug mit dem der Israeliten, die Jehova einst aus dem Diensthause Aegypten hinweg in das gelobte Land führte. Eine schriftliche Erklärung gab ihren Klagen Ausdruck. Sie klagten hauptsächlich über ihre Verluste durch die verkehrte Behandlung der Wilden, dann heißt es: *) „Wir sind entschlossen, wohin wir auch gehen, den Grundsatz der Freiheit aufrecht zu erhalten. Aber so sehr wir willens sind, Sorge zu tragen, daß niemand im Zustande der Sklaverei gehalten werde, so ist es doch unsere feste Absicht, geeignete Bestimmungen aufrecht zu erhalten, um Verbrechen zu unterdrücken und zwischen Herrn und Diener schickliche Beziehungen beizubehalten. Wir erklären feierlich, daß wir die Kolonie mit dem Wunsche verlassen, ein

---

*) Seidel, Transvaal. Berlin 1898.

ruhigeres Leben zu führen, als wir bisher gethan haben. Wir wollen niemandem zur Last fallen, noch ihn des geringsten Eigentums berauben; aber angegriffen, werden wir uns für voll berechtigt halten, Leben und Eigentum gegen jeden Feind aufs äußerste zu verteidigen. Wir verlassen diese Kolonie in der festen Ueberzeugung, daß die englische Regierung nichts mehr von uns zu verlangen hat und uns gestatten wird, uns in Zukunft ohne weitere Einmischung selbst zu regieren."

Die Niederlassungen der Buren in Natal und am Oranje wuchsen unter ihrem Fleiße bald zu blühenden Kolonien empor. Aber Ruhe fanden sie vor ihren britischen Bedrängern nicht. Diese erklärten, die Buren blieben, wohin sie auch zögen, britische Unterthanen und hätten kein Recht, selbständige Staaten zu gründen. Unter dem Vorwande, weitere Kämpfe zwischen Buren und Zulus zu verhindern, erschien eine englische Heeresabteilung in Natal. Ihre wahre Absicht erkannte man, als sie plötzlich den einzigen Hafen des Landes, Port Natal oder Durban besetzten. Endlich hetzten sie auch noch den Zulukönig zum Bruch der Verträge und damit zum Kriege auf. Der Uebermacht vermochten die Buren nicht zu widerstehen, Natal wurde für ein britisches Land erklärt (1843). Versprechungen inbetreff ihres Grundbesitzes und der Zivilverwaltung wurden den Buren gemacht, aber nicht gehalten. Wiederum trekkte eine Anzahl fort und zog zu den Landsleuten am Oranjefluß; und als der Gouverneur von Kapstadt erklärte, auch hier gehöre alles Land bis zum 25° s. Br. den Engländern, führte Pretorius sie weiter nordwärts über den Vaal (1848). Ohne festen staatlichen Zusammenhang, in unaufhörlichen Kämpfen und Verhandlungen mit den Eingebornen einerseits, den Engländern andererseits, gingen die vierziger Jahre hin. Endlich im Jahre 1852 gelang es Pretorius durch energisch ge=

führte Verhandlungen in der sogenannten Sandfluß-Konvention die Unabhängigkeit für das Land jenseits des Vaal (Transvaal) durchzusetzen. Es erhielt im folgenden Jahre den Namen der „Südafrikanischen Republik“. Die Engländer waren der fruchtlosen Kämpfe müde geworden, und die Einnahmen deckten nicht die Kosten der Verwaltung. Zwei Jahre später wurde im Süden davon der Oranjefreistaat als selbständiger Staat anerkannt.

Aber Natal hat der Bur nie vergessen, das wellige Hügelland, das Land der prächtigen Ströme und grünen Weiden, den Garten von Südafrika. Noch heute ruft er aus: Natal gehört uns! Durban ist unser Hafen!

4. Neue Sorgen.

Wir können es verstehen, daß die Buren in den Republiken sich nach den schlimmen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte gegen Fremde sehr abschlossen. Sie hatten sich das Land in vielen Kämpfen und Mühen errungen, sie wollten es auch allein behalten. So durften weder Engländer noch Deutsche anfangs in Transvaal Grundbesitz erwerben oder Mineralschätze ausbeuten. Nichtsdestoweniger war Transvaal weit entfernt, ein straff organisiertes Staatswesen zu sein. Die Kriege hatten den Staatsschatz erschöpft, die Steuern gingen unregelmäßig ein, aus freien Stücken gab der Bauer nichts her. Man entschloß sich nach 1866 Papiergeld auszugeben. Die Noten wurden aber bald nur noch für ein Viertel ihres Wertes in Zahlung genommen, so schlecht war der Kredit des Landes.

Die militärischen Einrichtungen des Landes waren mangelhaft. Als nun zu den inneren Schwierigkeiten des Landes noch Kriege mit den Eingeborenen kamen, war die Lage der Republik bedrohlich genug. Die Eingeborenen drangen siegreich vor, der Präsident Burgers, hochgesinnt aber unpraktisch, zeigte sich einer so schwierigen Lage nicht gewachsen. Dazu gesellte sich Uneinigkeit unter den Buren. Die Engländer, die ihre Ansprüche auf die Republik nie aufgegeben hatten, hätten keine bessere Gelegenheit finden können, ihre Pläne zu verwirklichen. Ein Vorwand war bald gefunden. Sie erklärten, ein Staatswesen, das auf so unsicheren Füßen stehe und den Eingeborenen keinen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen könne, bilde eine Gefahr für die Kapkolonie. Damals sagte der englische Gesandte in Pretoria: „Ich habe bisher meine Hand auf Ketschwayo (den Zulukönig) gehalten, aber wenn ich die zurückziehe —“ den Rest ließ er erraten. Er drohte also mit dem Einbruch der Wilden in das Land und beseitigte damit für den Augenblick jeden Widerspruch.*) England annektierte daher im Jahre 1877 das Land. Den wahren Grund vermutete man nicht mit Unrecht in den um diese Zeit sich immer mehr häufenden Goldfunden. Auch faßte Transvaal damals den Plan zum Bau der Delagoabahn, die das Land wirtschaftlich von England freimachen mußte.

Die Bevölkerung nahm die Annexion ziemlich ruhig auf; man erkannte, daß man durch Uneinigkeit den Eingriff teilweise selbst verschuldet habe. Ja, die Buren wären mit der neuen Regierung vielleicht ganz zufrieden gewesen, wenn diese sich nur ein klein wenig entgegenkommend gezeigt hätte. An schönen Versprechungen ließ sie es nicht fehlen, und so begnügte man sich mit formellen Protesten. Langsam, sehr langsam dämmerte es

*) Jorissen, Erinnerungen an Transvaal.

in den Köpfen des Volkes, daß Transvaal zum zweiten Mal seinem Todfeind in die Hände gefallen sei, der, weit entfernt, Mitgefühl mit dem ehrlichen Volke zu haben, nichts anderes beabsichtigte, als es seinem eigenen Interesse aufzuopfern. Aber die Erkenntnis kam und mit ihr die Wiedergeburt oder überhaupt die erste geistige Geburt des Volkes. Damals wurde das Volk der Buren zur Nation.

Einige volkstümliche Maßregeln suchten das Land mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen. Dann begannen die bekannten englischen Rücksichtslosigkeiten. Den Buren sollte nach der Annexionserklärung ihre Volksvertretung, der Volksrat, der seit den fünfziger Jahren bestand, und damit die Regelung ihrer eigenen inneren Angelegenheiten belassen bleiben. Aber der Administrator berief den Volksrat nicht ein. Transvaal wurde für eine englische Kolonie erklärt. Als die Buren Einspruch erhoben, wurden sie auf die Zukunft vertröstet. Die englischen Gouverneure regierten allein und in der den Buren widerwärtigsten Weise, selbstherrlich und militärisch kurz, wie es im halbzivilisierten Indien üblich war. Sie ließen sie bei jeder Gelegenheit ihren englischen Hochmut fühlen. Gewisse Aeußerungen des Oberstkommandierenden in Kapland, des Lord Wolseley, empörten die Buren. „Transvaal bleibt ein englisches Land, so lange die Sonne scheint," erklärte er, freilich als schlechter Prophet. „Es ist der Wille und Entschluß der Regierung Ihrer Majestät, daß Transvaal für jetzt und für alle Zukunft ein integrierender Bestandteil der Besitzungen Ihrer Majestät in Südafrika bleibt," — hieß es in einer Proklamation als Antwort auf eine Denkschrift der Buren. Bei einem Gastmahl in Pretoria, der Hauptstadt Transvaals, erklärte er: „Es ist eine Thatsache, daß wir hier sind, und es ist weiter eine unzweifelhafte Thatsache, daß die englische Regierung bleibt und daß sie hier bleibt." Er machte

verächtliche Bemerkungen über die geringe Bildung der Buren, verdächtigte sie des Einverständnisses mit aufständischen Kaffern und dergleichen mehr.

So gereizt, kamen die Buren häufig zu Massenversammlungen zusammen und faßten Beschlüsse, in denen Abstellung ihrer Beschwerden immer lauter gefordert wurde. Noch wurde der Gedanke des Aufstandes zurückgewiesen. Man hoffte friedlich zum Ziele gelangen zu können. In England schien man die Berechtigung der Beschwerden in weiteren Kreisen allmählich zu begreifen. Gladstone, der Kandidat der Liberalen für das Ministerium, und andere nahmen sich in Wahlreden der Sache der Buren an und verurteilten die Politik der Regierung. Als aber Gladstone Minister geworden war und eine Gesandschaft der Buren sich ihm mit der Bitte um Aufhebung der Annexion nahte, da erlebte sie eine arge Enttäuschung. Gladstone erwiderte, daß es unmöglich sei, die Frage so anzusehen, als wenn sie zum ersten Male vorläge. Man habe es mit einem Zustand der Dinge zu thun, der während eines beträchtlichen Zeitraums bestanden habe. Inzwischen habe man Verpflichtungen übernommen, besonders, wenn auch nicht ausschließlich, gegen die eingeborene Bevölkerung, Verpflichtungen, die man nicht beiseite setzen könne." *) Dann kamen zwar noch allerlei Aussichten; aber die Buren sahen ein, daß Gladstone ihre Sache nur als Agitationsmittel benutzt habe. Die Thronrede betonte nochmals die Herrschaft über Transvaal und stellte neue Gesetze zu Gunsten der Eingeborenen und europäischen Ansiedler in Aussicht. Und nun beging man gar noch den Fehler, rückständige Steuern, sogar aus der früheren Regierung, mit großer Härte beizutreiben!

Das Maß war voll zum Ueberlaufen.

---

*) Seidel, a. a. O. S. 66.

5. Der Aufstand.

1880.

In der Nähe von Pretoria, bei Pardekraal, fand am 8. Dezember 1880 eine große Volksversammlung statt. Sie dauerte 5 Tage. Es waren wohl 8—10000 bewaffnete Buren anwesend. Das Ergebnis war, daß die südafrikanische Republik proklamiert und beschlossen wurde, ihre Unabhängigkeit mit den Waffen zu erzwingen. Die vorläufige Leitung der Staatsgeschäfte wurde Krüger, Joubert und Pretorius übertragen.

Es war ein Aufstand zur Befreiung und Verteidigung des Vaterlandes, kein Krieg im großen Maßstabe. Man wollte die Engländer verjagen, den alten Zustand vor 1877 wiederherstellen und hoffte dann Ruhe zu haben.

Joubert.

Daß die Engländer *jeden* Frieden nur als einen vorläufigen betrachten und wiederkommen würden, sobald die Umstände günstiger wären, sahen die Führer vielleicht schon damals voraus, aber die Rücksicht auf die Macht des kleinen Landes verbot ihnen, weitere Ziele ins Auge zu fassen. Deshalb begnügte man sich, einen Gebirgskrieg zu führen, die Pässe zu besetzen, feindliche Abteilungen zu überfallen, abzuschneiden, kurz den Feind auf alle Weise zu belästigen und ihm den Eingang ins Land zu verwehren. Das Land war für solche Kriegführung vorzüglich geeignet, ihre Kenntnis desselben und Fähigkeit, sich zurechtzufinden, ihre

Gewandtheit im Reiten, ihre Treffsicherheit kamen den Buren sehr zu statten und machten sie den Engländern zu gefürchteten Gegnern. Ruhig nahmen sie die Gegner aufs Korn, besonders die Offiziere wählten sie sich als Ziele, und fast nie fehlte ihre Kugel. Und der Gegner sah den Schützen oft gar nicht, denn jedes Hindernis ver-

Buren im Hinterhalt.

standen sie zu benutzen; auch ihre naturfarbene, graue Kleidung trug dazu bei, sie den Blicken desselben zu entziehen. Daß es ihnen an Mut und Ausdauer nicht fehlte, haben sie bewiesen.

Berühmt geworden ist ihre Erstürmung des Majubaberges. Sie hatten den Paß von Langsnek besetzt,

der den Eingang von Transvaal bildet, und mehrere Angriffe des Generals Colley siegreich abgeschlagen. Sie hatten ihn sogar weiter hinabgedrängt und waren im Begriffe, ihn nach Süden zu, ganz entsprechend den Operationen in diesem Kriege, von den Truppen des General Wood abzuschneiden. Die englische Regierung, unzufrieden mit diesen Mißerfolgen, beabsichtigte ihn durch einen andern General zu ersetzen. Da suchte Colley seine Schlappen durch Besetzung des Majubaberges wieder gut zu machen, der das Lager der Buren beherrschte. Gelang es ihm, die Höhe zu ersteigen, so war der Rückzug der Buren bedroht und sie gezwungen, so hoffte er, schleunigst zurückzuweichen.

Er besetzte daher den steilen, sich 2000 Fuß hoch jäh erhebenden Majubaberg mit 500 Mann seiner besten Kerntruppen, die er selbst führte. Nachts erstiegen diese den steilen Kegel mit unsäglichen Mühen, und es gelang ihnen auch einige Kanonen mit hinauf zu schleppen. Das geschah in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag am 26. Februar 1881. Die Buren waren anfänglich bestürzt, beschlossen aber bald, das unmöglich scheinende zur Thatsache zu machen und den Berg zu erstürmen. Der eigentliche Held des Tages, der Feldkornet Stephanus Roos, schilderte damals den Sturm in einer afrikanischen Zeitung folgendermaßen:*)

„Als wir an jenem Sonntagmorgen merkten, daß die Engländer auf dem Gipfel des Majuba angekommen seien, entstand eine große Verwirrung im Lager. Alles war in Aufregung. Ich dachte bei mir: wenn wir die Engländer nicht sofort vom Gipfel vertreiben, ihnen vielmehr Zeit

*) Man beachte die rührende Einfalt der Darstellung, die wir auch in dem nachher noch zu nennenden Buche von Hofmeyr, ebenfalls einem Buren, wiederfinden.

lassen, sich zu verschanzen, so sind wir verloren. Einen Kriegsrat zu berufen, dazu war keine Zeit mehr. Ich besteige mein Pferd und jage im Galopp an den Fuß des Berges. Andere, die sich bereit erklärt hatten, mitzureiten, folgen; ich rufe und winke mit dem Hut, dann galoppieren wir bis dicht vor den ersten Felsenvorsprung, lassen unsere Pferde in einer Kluft zurück und werfen uns hinter den Felsen nieder. Wir waren zwölf Mann, aber wir sahen immer noch Leute zu zweien und dreien von allen Richtungen herangejagt kommen. Ich rief und winkte wieder mit dem Hut, sie möchten sich alle unter dem Vorsprung sammeln. Als wir endlich gegen 50 Mann stark waren, schauten wir uns nach Offizieren um. Da waren nur der Kommandant Ferreira, ein Nordschotte, und ich; ich war damals erst „Assistent-Veldkornet“. Da redete ich die Leute an: „Eine innere Stimme sagt mir, daß wir den Gipfel nehmen müssen, sonst sind wir verloren!“ Alle antworteten: „So denken wir auch“. Weiter sagte ich: „Es gilt für uns alle, zu schwören, daß wir den Gipfel nehmen wollen oder fallen“. Aus einem Munde riefen sie: „Wir folgen Dir alle und werden den Gipfel nehmen oder fallen“. Darauf ich: „Unser Gott wird uns helfen und wir werden siegen, denn wir können nicht anders. Den Gipfel zu nehmen giebt es nur eine Möglichkeit. Wir müssen uns in zwei Haufen teilen. Der eine Haufe muß direkt zum Gipfel emporsteigen, von einem Vorsprung zum andern, und der zweite hat die Aufgabe, dort die kleinere Anhöhe, links von dem Majubagipfel zu nehmen. Es vermag dann immer der eine den Aufstieg des andern durch scharfes Feuern zu decken“.

Ich fragte Ferreira, welchen Haufen er führen wolle, er erklärte, er wolle die kleinere Anhöhe nehmen. Nun teilten wir die Mannschaft. Es waren nach meiner oberflächlichen Zählung siebzig bis achtzig Mann. Ich befahl

sodann meinen Leuten: Ein Teil von Euch muß mit mir bis an den zweiten Vorsprung hinaufklettern, der andere Teil hier zurückbleiben, um auf die Engländer zu schießen, wenn sie sich zu weit vorwagen und uns hindern wollen, an den Vorsprung heranzukommen. Schon hatten uns nämlich die Engländer bemerkt und schossen von der Höhe auf uns. Immer noch kamen Leute, die teils zu meiner Truppe, teils zu der Ferreiras stießen, aber ich hatte kaum mehr Zeit, mich nach ihnen umzusehen. Hatte ich doch vollauf zu thun, meine Leute anzufeuern und ihnen vorwärts zu helfen, damit ihnen keine Zeit blieb den Mut sinken zu lassen.

So erreichten wir in ziemlich kurzer Zeit den zweiten Felsenvorsprung ohne jeglichen Verlust. Erst später ward einer unserer Leute getötet; es war Johannes Becker. Als wir hinter dem zweiten Klippenrand Deckung hatten, ruhten wir eine Weile aus und warteten, bis unsere Hintermänner zu uns stießen. Jetzt konnten wir auch sehen, daß Ferreira bereits im Gefecht war. Die Engländer hatten außer dem höchsten Gipfel auch diese kleine Anhöhe besetzt. Zum Glück konnten wir die Angreifer vom Rücken aus beschießen, während Ferreira von vorn auf sie schoß. Da, als sie von zwei Seiten Feuer bekamen, und sahen, daß die Anhöhe ihnen wenig Deckung gewährte, zogen sie sich eiligst zurück. Während wir so Ferreira halfen, die Höhe zu nehmen, waren unsere Hintermänner zu uns gestoßen, und ihrer waren wieder mehr geworden, da immer neue Leute nachkamen.

Ich wiederholte meinen ersten Befehl, daß ein Teil der Truppen zurückbleiben sollte, um die Engländer durch unausgesetztes Feuer zu zwingen, sich hinter dem obersten Vorsprung zu halten, zu dessen Ersteigung wir uns jetzt anschicken mußten. Ich sah, daß wir dort harte Arbeit finden würden, denn dort kamen wir Brust an Brust

mit den Engländern zu stehen, und die Losung war: siegen oder sterben. So war es auch. Als wir aus dem mittelsten Klippenrand hervortraten, schossen die Engländer heftig auf uns. Zum Glück hatte Ferreira mit seinen Leuten die kleine Anhöhe bereits genommen, und so konnte nun er uns helfen und uns Luft machen. Ich sah, daß unser Gott uns beistand. Das sagte ich auch meinen Leuten, und wir faßten neuen Mut.

Aber glaubt mir, von nun an ging es heiß her. Wir mußten, auf dem Bauche liegend, durch das hohe Gras emporkriechen von einer Felsklippe zur andern. Je näher wir kamen, um so heißer wurde der Kampf, aber unsere Hinterleute und Ferreira machten den Engländern so warm, daß sie nicht den Mut hatten, hervorzukommen und uns gehörig aufs Korn zu nehmen. Endlich erreichten wir den obersten Rand. Wir kämpfen Mann gegen Mann, aber so zu sagen ohne einander zu sehen. Manchmal sind die Engländer an der einen Seite der Klippe und unsere Leute an der anderen; manchmal können wir die Läufe ihrer Gewehre sehen, und es ist mir stets ein Rätsel, daß keiner der Unsrigen hier gefallen ist. Unser Gott muß uns bewahrt haben.

Jetzt ziehen sich die Engländer zurück und stellen ihr Schießen ein. Bald jedoch läßt erneutes Gewehrfeuer erkennen, daß Ferreira den Gipfel von der andern Seite stürmt und mitten im Gefecht ist. Da denke ich: jetzt ist es Zeit! Ich erhebe den Kopf über einen Felsblock, um den Gipfel hinaufzusehen. Wie erschrecke ich, da ich die große Zahl der Engländer dort oben erblicke! Ich bücke mich wieder vorsichtig hinter dem Felsen nieder und sehe nun erst, wie gering die Zahl meiner Leute ist und wie zerstreut sie mir gefolgt sind. Ja, weiß Gott, in dem Augenblick verlor ich allen Mut. Die Engländer, dachte ich, kommen und nehmen uns alle gefangen. Auch wußte

ich, daß, wenn es zum Aeußersten käme, sie uns mit dem Bajonett angreifen würden.

Ich will nicht leugnen, daß ich damals mich einer Lüge schuldig machte; ich hoffe, der liebe Gott hat sie mir vergeben. Ich schwang meinen Hut und rief aus Leibeskräften: „Heran Kerls! Schnell, die Engländer fliehn!" Da stürmen sie hinter den Klippen hervor, die hintersten kommen in hastigstem Laufe, und wir stürmen, 40 bis 50 Mann, die Engländer etwa 30 bis 40 Schritte von uns entfernt, nach dem Plateau des Gipfels empor.

Wir feuern auf sie, so heftig wir können. Sie sind vollständig ohne Schutz, während wir immer noch einige Deckung haben. Sie gehen mit den Bajonnetten auf uns los, aber zweimal schlagen wir sie zurück. Da, gerade als sie zum dritten Mal vorstoßen, erscheint Ferreira, der die Höhe von der anderen Seite gestürmt, und fällt ihnen in den Rücken. In diesem entscheidenden Augenblick höre ich auch von einer dritten Seite schießen: die Veldkornets Trichard und Malan sind mit ihren Häuflein herangekommen und jetzt geraten die Engländer in ein Kreuzfeuer von drei Seiten. Dabei ist der feindliche Kommandant Colley gefallen. Jetzt können sich die Engländer nicht mehr halten, es wird ihnen zu heiß und sie fliehen auf der anderen Seite den Berg hinab."

Die Engländer hatten unter dem mörderischen Feuer der verwegenen Transvaaler Scharfschützen 86 Mann und 4 Offiziere verloren, 125 Mann und 8 Offiziere waren verwundet, 51 Mann und 6 Offiziere gefangen genommen. George Colley war, in dem dichtesten Kugelregen und der vordersten Reihe kämpfend, den Heldentod gestorben; eine Kugel war ihm mitten durch den Kopf gegangen. Als alles vorbei war, zählte man nicht ganz 200 Buren auf dem Plateau des Berges. Sie hatten einen Toten und sechs Verwundete.

6. Pretoria und London.

Diesem Erfolg hatten es die Buren zu verdanken, daß die Engländer nachgaben. Man fürchtete wohl schon damals einen Aufstand der Buren in der Kapkolonie. Auch die Buren des Oranjefreistaates zeigten starke Neigung, mit ihren Brüdern gemeinsame Sache zu machen.

Dieser Staat verdankte es nur der Nachgiebigkeit seines Präsidenten, daß er vor einem Zusammenstoß mit England bewahrt geblieben war. Im Jahre 1867 waren in dem von ihm besetzten Gebiete die berühmten Diamantminen am Oranjeflusse entdeckt worden, wo später Kimberley entstand. Kaum hatten die Engländer dies erfahren, so veranlaßten sie einen bisher noch unabhängigen, übrigens ganz unbedeutenden Häuptling Namens Waterboer, sich unter britischen Schutz zu stellen, behaupteten dann, die Diamantenfundorte gehörten zum Gebiete dieses Häuptlings und nahmen davon Besitz. Die Oranjeflagge wurde von englischen Polizeibeamten niedergeholt, die britische gehißt und das Land als Griqualand West 1871 zur britischen Kronkolonie gemacht. Im Jahre 1875 wurde diese mit der Kapkolonie vereinigt und der Oranjefreistaat kärglich genug durch Zahlung von 90 000 Pfd. Sterling entschädigt. Das Recht des Stärkeren hatte gesiegt.

Wir kehren zu unsern Transvaalburen zurück.

Es kam zu Unterhandlungen, die schließlich zum Vertrage von Pretoria führten. Der Abschluß erfolgte am 3. Aug. 1881. Die Oberhoheit (Suzeränität) der Königin von England blieb bestehen, im Innern wurde den Buren vollständige Selbstverwaltung gewährt. Die Kontrolle über die auswärtigen Beziehungen behielt sich England vor, auch wurden die Rechte der Ausländer und Eingeborenen genauer umschrieben. Ein britischer Resident sollte in Pretoria

wohnen mit der Befugnis eines Generalkonsuls und der besonderen Aufgabe, die Rechte der Eingeborenen wahrzunehmen. Mit großer Feierlichkeit wurde auf dem Markte zu Pretoria die Regierung übergeben. Die englische Regierung stellte sich dabei so, als hätte Transvaal seine wiedererlangte Freiheit nur der Großmut Englands zu verdanken.

Ein Jahr später wurde Krüger zum Präsidenten und Joubert zum Generalkommandanten gewählt.

Aus dem Hoheitsrecht ergaben sich mancherlei Konflikte und Schwierigkeiten. Daher ging eine Gesandtschaft nach London, um die Revision des Vertrages von Pretoria zu beantragen. Warum dem Sieger vorenthalten, was er früher besessen und was man ihm nur durch Gewalt entzogen hatte? Die Verhandlungen müssen musterhaft geführt worden sein, denn sie führten zum Ziele. An die Stelle des Vertrages von Pretoria trat der Vertrag von London im Jahre 1884. Die Einleitung sagt:*) „Die Regierung des Transvaalstaates ist . . . dahin vorstellig geworden, daß der . . . zu Pretoria abgeschlossene Vertrag gewisse lästige Bestimmungen enthält und Lasten und Verpflichtungen enthält, von denen der genannte Staat befreit zu werden wünscht . . . Nachdem Ihre Majestät die Königin geruht haben, die gedachten Vorstellungen in Erwägung zu ziehen, so wird hiermit verordnet, daß die nachstehenden Artikel eines von den oben genannten Delegierten unterzeichneten Vertrages, nach erfolgter Ratifizierung seitens des Volksrats der Südafrikanischen Republik an die Stelle der im Vertrage vom 3. August 1881 enthaltenen Artikel treten. Der letzte Vertrag soll, so lange als diese Ratifikation nicht erfolgt, in Wirksamkeit bleiben."

---

*) Kloessel, a. a. O. S. 107.

Da die Ratifikation erfolgt ist, so geht für jeden Unparteiischen deutlich aus diesen Worten hervor, daß der Vertrag von Pretoria durch den von London aufgehoben worden ist. Von einer Oberherrschaft steht in diesem kein Wort mehr. Aber der jetzige Kolonialminister Chamberlain ist anderer Meinung, weil ihm der alte Vertrag zur Bemäntelung seiner selbstsüchtigen Ziele besser paßt. Er erklärt den neuen Vertrag von London für einen bloßen Nachtrag zum alten und folgert daraus, daß die Oberhoheit Englands über Transvaal noch bestehe, England daher ein Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten Transvaals einzumischen und Forderungen zu stellen. — Was hätte es aber bei dieser Auffassung für einen Sinn, daß ein Artikel des alten Vertrages im neuen wörtlich wiederholt wird? Nachträge schließen doch Wiederholungen aus!

Nur eine Beschränkung seiner Unabhängigkeit mußte sich Transvaal auch nach dem Londoner Vertrage noch gefallen lassen. Artikel 4 besagt: „Die Südafrikanische Republik soll keinen Vertrag oder keine Verbindlichkeit weder mit einem Staate noch mit einer Nation, mit Ausnahme des Oranje-Freistaates, noch auch mit einem Eingeborenenstamm im Osten oder Westen der Republik eingehen, sofern solches nicht von Ihrer Majestät der Königin gut geheißen worden ist. — Diese Zustimmung soll als gegeben angesehen werden, wenn Ihrer Majestät Regierung nicht innerhalb sechs Monaten nach dem Empfange einer solchen Abschrift (welche derselben unverzüglich nach der Unterzeichnung des Vertrages zuzustellen ist) zu erkennen gegeben hat, daß der Abschluß eines derartigen Vertrages den Interessen Großbritanniens oder einer der südafrikanischen Besitzungen Ihrer Majestät widerstreitet.“

Also nur die Verträge mit auswärtigen Mächte und Eingeborenen bedürfen der Genehmigung, unterstehe der Kontrolle Englands, sonst nichts. Diese Bestimmun wäre bei einem abhängigen, unter der Oberherrschaft Eng lands stehenden Staatswesen überflüssig, denn d verstände sie sich von selber. Die Möglichkeit, daß ei abhängiger Staat mit einer fremden Macht ohne Wisse des Oberherrn (Suzeräns) ein Bündnis einzugehen be rechtigt sein könne, ist ganz ausgeschlossen. Dies braucht nich vertragsmäßig festgesetzt zu werden. Der Artikel 4 wurd eingefügt, weil die Parteien darüber einig waren, daß man es nicht mit einem abhängigen, sondern mit einem selbständigen Staatswesen zu thun habe. Der Zustand der vor 1877 geherrscht hatte, sollte ja auch nach der Erklärungen der Burenkommission wieder hergestellt werden und dieser Absicht ist nicht widersprochen worden. Daß man einem unabhängigen Staate diese eine Beschränkung auferlegte, erklärt sich aus den besonderen afrikanischen Verhältnissen. Krüger, der die Verhandlungen zum Abschluß brachte, begnügte sich mit dem Erreichbaren, andererseits hielt die englische Regierung so viel von ihren Rechten fest, als sie konnte.

Es geht hieraus klar hervor, daß bis auf diesen einen Punkt Transvaal ein unabhängiger Staat geworden war, in dessen Regierung England kein Recht mehr hatte einzugreifen.

7. Die Entdeckung der Goldfelder und neuer Streit mit England.

Dem Lande waren seine Erfolge zu gönnen. Die Buren hatten auf dem Schlachtfelde sowohl wie in ihren

Verhandlungen mit den englischen Ministern sich als Meister bewiesen und Bewundernswertes geleistet. Wenn nur jemand der Verarmung des Landes, dem wachsenden Defizit im Staatshaushalt ein Ende gemacht hätte! War nicht ein baldiger Staatsbankerott trotz aller Errungenschaften zu befürchten?

Da trat etwas ein, was die Lage auf einmal veränderte. Schon lange hatten Goldgräber an verschiedenen Orten Transvaals Gold geschürft, aber unrationell betrieben hatte die Arbeit bisher keinen übermäßigen Ertrag gebracht. Da wurden 1883 die de Kaap-Goldfelder im Osten bei Barberton, 1887 die Goldfelder von Witwatersrand, südlich von Pretoria, entdeckt. Sie verhießen unendliche Ausbeute. Massen von Fremden zogen ins Land, Gesellschaften wurden gegründet, große Kapitalien aufgewendet, eine mächtige Minenindustrie wuchs schnell empor, Städte entstanden fast über Nacht; Johannesburg, 1887 aus ein paar elenden Buden bestehend, zählt allein an weißen Einwohnern bereits 50 000, im ganzen mehr als 100 000. Das Defizit im Staatshaushalt verschwand mit einem Mal, ja man erzielte bedeutende Ueberschüsse. *)

---

*) In Witwatersrand bestehen etwa 90 Gesellschaften. Die Förderung betrug 1894: 2024163 Unzen, 1895: 2477535, in den ersten 5 Monaten 1897: 1388431, Mitte 1887 bis Mitte 1897: 12485338 Unzen. Die gesamte Ausbeute in Transvaal betrug 1896: 2497938 Unzen. In ganz Amerika wurden 1896: 2618239, in Australien 2217834 Unzen gewonnen. Die Unze = etwa 30 Gramm, = 66,07 Mark. Vgl. Seidel, a. a. O. S. 335, nach Schmeisser, Ueber Vorkommen und Gewinnung der nutzbaren Mineralien in der Südafrikanischen Republik. Berlin, 1894 und Argus Annual, London 1896. Die Staatseinnahmen aus den Goldfeldern betrugen in den Jahren 1890—94 jährlich ansteigend 10—20 Millionen Mark = etwa 40 % der Gesamteinnahmen. Die Produktion an Diamanten im Oranjefreistaat betrug 1895 etwa 8 Millionen Mark.

Nun kam aber die Kehrseite. Bei der Volkszählung von 1890 gewahrte man, daß von den etwa 120 000 weißen Bewohnern von Transvaal fast die Hälfte Ausländer (holländisch Uitlander), zum großen Teil Engländer waren. Diese forderten bald Anteil an der Regierung und begründeten ihre Forderung damit, daß sie sagten, sie hätten den Reichtum des Landes aufgedeckt, Geld ins Land gebracht und dessen jetzigen Wohlstand ins Leben gerufen. Die Buren begegneten dieser Begründung mit der Antwort, daß sie das Land erst bewohnbar gemacht und in langen Kämpfen verteidigt hätten; ihnen gehöre das Land, sie besäßen das geschichtliche Recht darauf und seien daher nicht gesonnen, sich durch Fremdlinge von der Regierung verdrängen zu lassen, die nur ins Land kämen, um sich die Taschen zu füllen und ihm den Rücken zu kehren, wenn's ihnen behagte. Präsident Krüger hat einmal in Bezug auf die Stimmrechtsfrage den bezeichnenden Ausspruch gethan: Die Ausländer fahren in unserem Wagen und rufen uns zu: „Gebt uns die Zügel in die Hände!“ Ist es nun unbillig, wenn wir zuerst fragen: „Ja, aber wohin wollt ihr fahren? Und wie ist es, wenn ihr den Wagen umwerft? Können wir uns auch auf euch als Kutscher verlassen?“ Sein Bedenken ist sehr berechtigt, denn der Bur ist an den Boden gefesselt, dem Ausländer bleibt die Heimat offen. Der Bur trägt den Schaden, wenn der Staatswagen umgeworfen wird. — Rücksicht genommen werden mußte auf die Ausländer, die Engherzigkeit der alten Gesetzgebung gegen die Fremden hatte bereits freieren Bestimmungen Raum gemacht und Krüger plante weitere Reformen; aber das langsame Zeitmaß, in dem sich solche Umwandlungen naturgemäß vollziehen müssen, behagte den Ausländern nicht. Sie konnten nach der Verfassung nach zweijährigem Aufenthalt Bürger von Transvaal werden, aber die damit verbundenen Verpflichtungen mochten sie nicht auf sich

nehmen. Freilich hätten sie dann ihre frühere Staats-angehörigkeit aufgeben und nötigenfalls gegen die Einge-

Das neue Postgebäude in Johannesburg.

borenen oder wohl gar gegen England in den Krieg ziehen müssen, und zwar dauert die Kriegspflicht in Transvaal

vom 16.—60. Lebensjahre. Aber die Erteilung von Rechten setzt doch auch die Erfüllung von Pflichten voraus! Engländer (das sind die Hauptdränger) bleiben und alle Rechte ausüben, das hieß die Burenregierung in aller Stille durch eine englische ersetzen. Das wäre eine neue Annexion gewesen. Kein Volk läßt sich das gefallen und die Buren hätten das nach den Erfahrungen ihrer Vergangenheit zulassen sollen?*) Zur Durchsetzung der Forderungen der Ausländer wurde die National-Union in Johannesburg gegründet, die bald 40 000 Mitglieder zählte. Denkschriften mit Tausenden von Namensunterschriften wurden an die Regierung gesandt und hauptsächlich um Erteilung des Stimmrechts gebeten. Der Kap- und der englischen Regierung klagte man in der gleichen Weise seine Not, und das verletzte die Buren mit Recht. Freilich waren diese Massen, wie sich später herausstellte, nur durch Aufhetzung und Bestechung seitens einiger Millionäre gewonnen worden. Die meisten hatten gar kein Verlangen nach politischen Rechten, und deshalb die Vorbedingung noch nicht einmal erfüllt, sich in die Listen des Feldkornets eintragen zu lassen. Gegen diese Menge z. T. recht zweifelhaften Schlages war Vorsicht nur zu sehr geboten.

---

*) Seit 1890 besteht in Transvaal das Zweikammersystem. Jede der beiden Kammern (Volksrat) hat 24 Mitglieder. Diese müssen 30 Jahre alt, protestantisch sein und Grundbesitz haben. Das Wahlrecht für den ersten Rat hat der Ausländer nach 14jährigem Aufenthalt, das Wahlrecht für den zweiten Rat nach 2 (aktiv) und 4 Jahren (passiv). Der erste Volksrat hat die eigentliche gesetzgebende Thätigkeit, da er die Beschlüsse der zweiten umstoßen kann. Die Ausländer forderten: Gleiche politische Rechte für alle Bürger, gleichviel, ob eingewandert oder eingeboren, neue vom ganzen Volke zu genehmigende Verfassung, Gleichberechtigung der englischen und holländischen Sprache, Reform der Gerichte, des Unterrichtswesens, des Beamtentums, Aufhebung der Rechtsungleichheiten wegen religiöser Bekenntnisunterschiede, Freihandel in afrikanischen Produkten. — Vgl. Hettners Geogr. Zeitschr. 1896.

Es lag in Englands Interesse, diese Bewegung zu unterstützen. Aber es suchte noch auf andere Weise Transvaal in seine Hand zu bekommen dadurch, daß es das Land isolierte und seine Ausdehnung über die Grenzen hinaus verhinderte. Im Jahre 1879 hatte es Zululand annektiert und damit den Zugang zum indischen Ozean verschlossen; im Jahre 1884 nahm es Betschuanaland in Besitz und verhinderte dadurch eine Anlehnung an die in demselben Jahre von Deutschland erworbenen südafrikanischen Besitzungen; im Jahre 1889 wurde Cecil Rhodes, dem Diamantenkönig von Kimberley, ein Freibrief für eine Gesellschaft erteilt, die sich die Aufgabe stellte, die nördlich zwischen Transvaal und Sambesi gelegenen Gebiete zu erschließen (die Chartered Company). Rhodes war ein in seinen Mitteln rücksichtsloser Mensch, der sich zum Ziel setzte, Afrika britisch zu machen vom Kap bis zum Nil. Für seine Unternehmungen, die viel Geldgewinn versprachen, wußte er den höchsten wie den geringsten zu interessieren und so hatte er die Volksstimmung hinter sich, als er, in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident der Kapkolonie eine einflußreiche Persönlichkeit, nunmehr zum Schlage gegen Transvaal selbst ausholte. Er verband sich mit den Führern der Ausländer in Johannesburg, er lieferte ihnen heimlich Waffen und Munition, und Dr. Jameson, der Befehlshaber der Truppen der Chartered Kompanie, fiel am 29. Dezember 1895 bei Nacht und Nebel auf seinen Befehl in Transvaal ein, um Hand in Hand mit dem Johannesburger Reform-Komitee die Burenregierung zu stürzen; aber der Ueberfall endete in der bekannten kläglichen Weise mit der Gefangennahme dieser „tapfern“ Schar samt ihrem Führer. Die Verschwörer waren sich über ihre Ziele selbst nicht einig. Rhodes wollte Eroberung des Landes für England, die Johannesburger eine neue Republik auf Grund des allgemeinen Stimmrechts. Politisch meisterhaft war die

Behandlung des Falles durch den Präsidenten Krüger. Man glaubte, er werde den Hochverräter an den nächsten

Ansicht einer Goldmine in Südafrika, sowie zwei dort arbeitende Eingeborene.

Baum hängen lassen. Aber er übersandte ihn der englischen Regierung zur Bestrafung. Man wußte in Trans=

vaal, daß England beim Ueberfall seine Hand im Spiel gehabt habe und veranlaßte es nun, seinen Schützling zu verurteilen*). Die Verhandlung war freilich eine Komödie. Jameson erhielt eine gelinde Strafe; Rhodes dagegen, erklärte Chamberlain, sei unschuldig. Die Rädelsführer von Johannesburg wurden in Pretoria zum Tode verurteilt, aber begnadigt. Dadurch nahm Krüger Chamberlain jede Möglichkeit, aus dem Falle für Transvaal einen Strick zu drehen. In jenen Tagen wurde das berühmte Telegramm Kaiser Wilhelms an Krüger abgesandt, in dem er ihn beglückwünschte, „daß es ihm, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit seinem Volk gelungen sei, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, die als Friedensstörer in sein Land eingefallen seien, den Frieden wieder herzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen die Angriffe von außen her zu wahren."

Und trotzdem wagte der englische Kolonialminister Chamberlain die Transvaalregierung immer von neuem wieder zu Reformen zu drängen und sich der Ausländer anzunehmen. In demselben Telegramm, in dem er Krüger sein Bedauern über den Friedensbruch aussprach, erinnerte er ihn an die Beschwerden derselben. Im Parlament erlaubte er sich, Krüger Vorschläge über Maßregeln zu deren Beseitigung zu machen, und als Krüger sich das verbat, wagte er ihn zu Gegenvorschlägen aufzufordern! Was lieferte ihm den Vorwand, da von einer Berechtigung doch nach den obigen Ausführungen nicht die Rede sein kann? Eben der Vertrag von Pretoria aus dem Jahre 1881, den er für noch bestehend

*) Es wurde Chamberlain nachgewiesen, daß er zwei Tage vor dem Einfall Jamesons von Plänen der Chartered-Kompanie gegen Transvaal gewußt, und ihm vorgeworfen, daß er die Regierung nicht gewarnt habe.

und durch den Londoner von 1884 nur ergänzt erklärt. Wenn Krüger ein Schiedsgericht zur Regelung dieser

Heimstätte einer Kaffernfamilie, wie man sie in Johannesburg und Umgegend häufig findet.

Frage vorschlug, lehnte er es ab mit der Begründung, mit einem abhängigen Staate könne England vor keinem Schieds=

gerichte erscheinen. So dreht er sich im Kreise herum und sucht sich jedem Griff zu entwinden. Er braucht die Unklarheit der Beziehungen zwischen beiden Staaten, um jederzeit Transvaal etwas am Zeuge flicken zu können.

Die geheimen Triebfedern sind klar. Transvaal, dem man niemals die Unabhängigkeit von Herzen gegönnt hat, ist plötzlich zum reichsten Lande der Welt geworden, und der Engländer ist auch in der Politik ein viel zu praktischer Geschäftsmann, als daß er den fetten Bissen an seiner Grenze sehen könnte, ohne das Verlangen zu spüren, diesen zu verschlucken. Die englische auswärtige Politik ist ganz vom Kapital abhängig, eine große Geschäftsunternehmung. An den Minenunternehmungen in Südafrika sind sehr einflußreiche Leute mit großen Summen beteiligt, der Prinz von Wales so gut wie Chamberlain selbst, der neben seiner Eigenschaft als Minister auch ein geriebener und sehr interessierter Kaufmann ist, wie sein Bruder, der Besitzer einer Dynamitfabrik in Johannesburg, — aber Rhodes hat auch den kleinen Mann für sich zu gewinnen gewußt, indem er Anteilscheine an seinen Diamantenminen bis zum Betrage von 20 Mk. abwärts über ganz England verbreitete; vor allem die Presse ist mit den kapitalistischen Unternehmungen eng verknüpft. Die Unruhen in Johannesburg und der jetzige Krieg sind das Werk einiger Millionäre mit ihrem Anhang, es ist eine Geschäftsspekulation verwegensten Stiles.

Und wenn der Engländer ja noch einer Rechtfertigung vor seinem Gewissen bedürfte, so liefert ihm die sein maßloses Selbstbewußtsein. Er glaubt, daß der Welt gar nichts Besseres geschehen könne, als wenn sie englisch würde. Ich führe die Worte eines englischen Journalisten, Stead, über Rhodes an, die noch auf viele andere passen: „Rhodes' Endzweck ist ein englisches Weltreich. Er schwärmt für das englische Volk und hält es für auserkoren, die

Welt zu beherrschen. Er ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß er Gott nicht besser dienen könne, als wenn er die Karte von Afrika so rot wie möglich anstreiche und damit „Gottes Engländer“ (!) ihrer Bestimmung näher bringe.“

Derselbe Stead berichtet von Chamberlain, daß dieser sich ganz unumwunden für einen Krieg mit den Buren erklärt habe, um Großbritanniens Oberherrschaft wiederherzustellen. „Wenn die Buren mir nur einen Vorwand dazu geben, giebt es nichts, was ich lieber thäte.“ *)

In diesem Jahre nun, 1899, hat Chamberlain zum Hauptschlage ausgeholt, im Jahre der Friedenskonferenz. Er hat gefordert, daß eine Anzahl von Ausländern das Bürgerrecht sofort bekomme. Krüger hat das Mögliche gethan. Auf einer Konferenz zu Bloemfontein im Oranjefreistaat, auf der außer den beiden Republiken auch die Kapkolonie vertreten war, sind die Grundzüge einer Reform zu Gunsten der Ausländer besprochen worden. Darauf legte Krüger Anfang Juli dem Volksrat von Transvaal den Entwurf einer Erweiterung der Vertretung der Goldfelder vor. Im wesentlichen wurde darin bestimmt, daß das Stimmrecht an die Ausländer nach siebenjährigem Aufenthalt verliehen werden solle. Aber die englische Presse war nicht damit zufrieden; ja, die „Times“ erklärte die Vorschläge am 14. Juli für Spott und Hohn. Man wollte Abstellung der Beschwerden „einfach und schnell“. Ganz anders dachten viele Ausländer in Transvaal: Versammlungen in Johannesburg protestierten gegen die Auslassungen der englischen Presse, und von Lydenburg aus dankte man der Regierung für den Reformplan. Am 18. Juli faßte der Volksrat seinen Beschluß im Sinne des Entwurfs. Am folgenden Tage trat nun auch Chamberlain mit seinem

---

*) Hofmeyr, Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal. Bremen 1897.

Verlangen hervor: nicht nach sieben, sondern nach fünfjährigem Aufenthalt ist den Ausländern das Stimmrecht zu erteilen! Wozu der Hader um zwei Jahre? Er war offen genug, zu bekennen: die Ausländer sollen nicht ewig in der Minderheit bleiben. Das ist der Plan der friedlichen Revolution. Im Jahre 1903 ist eine neue Präsidentenwahl. Dann wünscht Chamberlain bereits einen englischen Präsidenten an Stelle des nun schon viermal auf je fünf Jahre gewählten, höchst unbequemen alten Krüger.

Es ist schwer, nach den lückenhaften, sich zum Teil widersprechenden Mitteilungen der Tagesblätter die Unterhandlungen durch alle Stufen zu verfolgen. Es geht aber so viel daraus hervor, daß Krüger noch weiter entgegengekommen ist und daß Chamberlain immer dreister und unverschämter forderte. Krüger machte weitere Vorschläge über die Zahl der Vertreter der Ausländer im Volksrat. Chamberlain verlangte, Transvaal solle sich, welche Bestimmungen schließlich auch angenommen werden würden, durch einen Vertrag verpflichten, diese einzuhalten und sie weder im Gesetzwege zu ändern noch im Verwaltungswege einzuschränken. Das klingt ungefähr wie das Ansinnen Napoleons an den König Wilhelm im Jahre 1870, der König solle sich verpflichten, niemals wieder seine Einwilligung zu geben, daß ein hohenzollernscher Prinz als Kandidat für den spanischen Thron auftrete. Damals wie jetzt wollte man den Krieg. Lord Salisbury, der Ministerpräsident, erklärte sich mit dem Vorgehen des Kolonialministers ganz einverstanden: England habe nun einmal Hand an den Pflug gelegt und könne nicht mehr zurück. Das Bild war kennzeichnend für Englands Ziele: „umpflügen“ wollte man Transvaal! also das Unterste zu oberst kehren! Das waren die menschenfreundlichen Bestrebungen der englischen Staatsmänner!

Chamberlain schlug vor, eine gemischte Kommission solle den neuen Entwurf gemeinsam prüfen. Krüger erklärte, den Vorschlag in Erwägung ziehen zu wollen. Ja, er hat zuletzt die Erteilung des Stimmrechts nach 5 Jahren in Aussicht gestellt, freilich gegen gewisse Bedingungen, wie es scheint, gegen Verzicht jeglichen Anspruchs auf die Oberhoheit durch England und Aufhebung von § 4 des Londoner Vertrages betr. Kontrolle der auswärtigen Beziehungen. Wie man den Vorschlag in England auffaßte, zeigt die Bemerkung des ‚Standard‘, daß dann die Krisis „hinausgeschoben“ sei — also nicht gehoben! Dementsprechend wurde in einem Kabinetsrat in London der Vorschlag auf Aufhebung der Suzeränität als unannehmbar bezeichnet und Transvaal zu verstehen gegeben, daß die englischen Vorschläge zur Beschickung einer gemeinsamen Kommission nicht immer offen bleiben könnten. Man forderte Transvaal also auf, sich mit der Annahme der Forderungen zu beeilen. Da England die daran geknüpften Bedingungen nicht annahm, zog die Transvaal-Regierung den Vorschlag auf Erteilung des Stimmrechts nach fünf Jahren zurück.

Mitte September faßte dann Chamberlain nochmals seine Forderungen zusammen und übersandte sie dem Volksrat. Aber dieser blieb fest und lehnte sie ab. Der Krieg war unvermeidlich geworden. Die Staatsmänner Englands wollten nicht zurück und konnten es auch nicht mehr, ohne Englands Ansehen, seine Ehre vor der Welt zu schädigen; sie versuchten daher mit dem Schwerte ihr Ziel zu erreichen. Denn Krieg ist bekanntlich nur eine mit andern Mitteln fortgesetzte Diplomatie.

8. Der Krieg.

Schon lange hatte England gerüstet. Truppen waren zusammengezogen, neue Truppentransporte unterwegs. Die Regierung hätte den Ausbruch des Krieges am liebsten noch eine zeitlang hinausgezögert, denn sie war mit ihren Rüstungen längst nicht fertig. Die Mobilisierung ging langsamer von statten als man sich vorgestellt hatte. Man wollte vor der Eröffnung der Feindseligkeiten noch weitere Verstärkungen abwarten. Man sprach zwar verächtlich von dem Spaziergang nach Pretoria und englische Witzblätter höhnten über den Größenwahn des Präsidenten — aber die Heeresleitung kannte die Gefahren eines Krieges gegen die Buren vom Jahre 1881 her. Einem ähnlichen Mißerfolge durfte man sich nicht zum zweiten Mal aussetzen.

Derselbe Umstand war aber für die Buren ein Grund die Entscheidung bald herbeizuführen. Transvaal war gerüstet, denn der Bur ist jederzeit kriegsbereit, ein Reiter und Schütz von Jugend auf und sogleich zur Stelle. Wenn der Krieg also unvermeidlich war, so mußte die Zeit ausgenutzt werden, wo die englischen Verstärkungen noch fern waren. Es war von höchster Bedeutung wegen der Wirkung auf die Buren im Kapland und auf das Ausland, möglichst schnell einige Erfolge zu erringen. Daher entschloß man sich nach einigem Schwanken, ob man auch ehrenhafter Weise den ersten Schritt thun dürfe, durch eine letzte Forderung, die so gehalten war, daß eine Ablehnung erfolgen mußte, den Ausbruch des Krieges zu erzwingen. Man forderte also ein Schiedsgericht zur Erledigung aller Streitfragen, die Zurückziehung aller für die Sicherheit des Landes nicht unumgänglich nötigen Truppen aus Afrika und die Rückberufung

aller unterwegs befindlichen Truppentransporte. Die englischen Blätter nannten diese Forderung unverschämt, und mit großer Pünktlichkeit erfolgte denn auch die Ablehnung dieser nicht ernst gemeinten Forderungen.

Der Oranjefreistaat erkannte, daß es sich um eine gemeinsame Gefahr beider Republiken handle. Wurde Transvaal unterworfen, so war die Unterwerfung des Oranjefreistaates nur eine Frage der Zeit. Ist Transvaal das Goldland, so ist die Schwesterrepublik Diamantenland. Schon im Jahre 1898 ist ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen beiden Staaten abgeschlossen worden. Der Bündnisfall ist eingetreten, und die Oranjeregierung hat erklärt, Schulter an Schulter mit den Brüdern aus Transvaal kämpfen zu wollen.

Die Deutschen und Holländer in Transvaal haben je ein Freiwilligenkorps gebildet, um ihrem neuen Vaterlande in Not und Tod beizustehen.

Der Kampf ist entbrannt und das Kriegsglück war bisher den Buren günstig. Sie haben sich als Meister der Kriegskunst bewährt. Der Concentrationsmarsch, der zur Einschließung von Ladysmith führte, ist vorzüglich gelungen. Werden sie weiter Erfolg haben? Wir wollen nicht vergessen, daß die kleine niederländische Nation schon einer Weltmacht, Spanien, siegreich die Stirn geboten hat. Daher darf N. J. Hofmeyr mit berechtigtem Stolz von seinem Volk sagen: „Man darf nicht vergessen, wer unsere Vorfahren, die aus Holland kamen, waren. Es waren Söhne der mächtigsten Republik von Europa! Die Kapkolonie wurde von den Niederländern während ihres Kampfes um politische und religiöse Freiheit gegründet, sie ist eine Schöpfung aus Hollands Heldenzeit. Und die Hugenotten? Wer wüßte nicht, daß in ihren Adern das Blut der edelsten Geschlechter Frankreichs floß, und daß jeder Nerv in ihnen sich gegen Tyrannei und Knecht-

schaft empörte?! Wahrlich die ersten Buren, die unsere Küsten betraten, waren Söhne von Helden." Dem Freiheitskampf der Niederländer in Europa folgte einst der Untergang der spanischen Seeherrschaft. Was wird dem Freiheitskampf der niederländischen Buren folgen? Welche Ziele stecken sich die Führer des Volkes?

In ganz Südafrika, also Kapland, Natal, Betschuanaland und die beiden Republiken zusammengenommen, wohnen etwa 645 000 Buren und nur 245 000 Engländer, dazu vielleicht 60 000 Angehörige anderer Nationen. Die Buren sind also in der weit überwiegenden Mehrzahl.*)

Es ist schon von altersher das Ziel derselben, einen unabhängigen südafrikanischen Staatenbund, etwa nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu gründen. Zwei Vereinigungen halten diesen Gedanken im Volke lebendig, der Afrikanderbond, geleitet von Jan Hofmeyr, und der Taalbond, zu dem der in Europa wohlbekannte Staatssekretär Dr. Leyds gehört. Viele Zweigvereine bestehen allerorts, und Tausende von Mitgliedern gehören ihnen an. Schon strömen die Buren von Natal den Heeren der Republiken zu. Gelingt es, durch noch einige Siege die burische Bevölkerung des Kaplandes zum Aufstande fortzureißen, könnte das Ziel wohl kaum als unerreichbar gelten.

Mindestens müssen die Republiken einen Zugang zum Meere haben, um sich wirtschaftlich von England frei machen zu können. Der Weg zum Meere geht aber durch englisches Gebiet. Räumen sie daher nicht gründlich mit der englischen Herrschaft in Südafrika auf, werden sie stets einen rachsüchtigen Nachbar haben. Die Annexionen

---

*) Die Zahl der Wilden in demselben Gebiet beträgt etwa das Dreifache.

der eroberten Bezirke zeigen, daß sie sich das höchste Ziel gesteckt haben, und daß es sich um nichts weniger in diesem Kriege handelt als um die Befreiung von ganz Südafrika.

Es wäre eine weltgeschichtliche That, wenn sie gelänge. Die englische Seemacht würde diesen Schlag nie verwinden. Aber wird die Mehrzahl der Buren weitblickend und opferwillig genug sein, um bei ihren Führern auszuharren, auch wenn die Erfüllung dieses Wunsches sich verzögert und man sie mit Geringerem abzufinden suchen wird?

Werden die Burenmilizen auf die Dauer den regulären Truppen Englands überlegen sein? Werden die englischen Verstärkungen sich in den afrikanischen Verhältnissen zurechtfinden? Werden die Wilden friedlich bleiben? oder wird sich England gar ihrer, wenn auch nicht offen, wie früher, als Bundesgenossen bedienen? Wird Europa interveniren?

Das sind wichtige Fragen, vor deren Erledigung sich über den Ausgang des Krieges garnichts voraussagen läßt.

Ihr Sieg wäre unser Sieg, nicht des deutschen Reiches, aber des Deutschtums. Die Burenstaaten sind ein Bollwerk desselben in Südafrika. Unterliegen sie, so wird Afrika in wenigen Jahrzehnten eine englische Provinz sein mit einigen deutschen und französischen Enklaven.

Alles berechtigt uns bisher zu froher Hoffnung. Wir vermögen es uns nicht vorzustellen, daß die Gerechtigkeit der Bosheit unterliegen soll. Mit verhaltenem Atem blicken wir daher der weiteren Entwickelung entgegen, und — wir wollen den Gedanken Gottes nicht vorgreifen —

aber wir stehen unter dem Eindruck, daß sich hier ein Gottesgericht vollziehen wird.

Sehr schön schreibt Friedrich Lange*):

„Selten war ein Zweikampf der Völker so danach geartet, wie dieser, daß er der Menschheit die Notwendigkeit, die reinigende Wirkung, die hehre Sittlichkeit, ja die Schönheit des Krieges lehren konnte! Seit 1870 haben wir Deutschen das nicht mehr empfunden, aber heute erleben es tausende von uns fast mit der gleichen Stärke wie damals.

Mit Grauen und Spannung wartet die zuschauende Menschheit auf den Richterspruch des Schicksals, der Vorsehung, aber ihre Parteinahme ist schon heute ohne alle Zweifel und Bedenken. Alle fühlen, daß höchste Werte der Sittlichkeit hier auf den Sieg durch den Willen der Gottheit harren, und fast jeder Nicht-Engländer hofft, daß der Wille Gottes ein Strafgericht für Niedrigkeit, Habgier und Heuchelei werde. Ja, ein Strafgericht nähert sich der Vollendung — das kann jeder fühlen, ein Strafgericht jetzt für England wie einst für Frankreich. Alles von jetzt hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit damals; vor allem die Verblendung der Selbstgefälligkeit trägt fast dieselben Züge. Nur die seelischen Gründe dieser Verblendung sind verschieden. Bei den Franzosen gab die maßlose Eitelkeit den Hochmut, der zu Falle kam, bei den Engländern die maß- und rücksichtslose Selbstsucht.

Und wie sich nun der erhabene Konflikt sittlicher und unsittlicher Mächte in den beiden Gegnern verkörpert, mag man sie als Völker im Ganzen oder die leitenden Männer auf beiden Seiten betrachten, das ist ein Drama,

---

*) Deutsche Welt, Beiblatt zur Deutschen Zeitung.

so reich und gewaltig, wie es nur die Geschichte selber schreibt! Das Volk der Engländer mit seiner weltweiten Macht, mit seinem unerschöpflichen Reichtum kämpft im Namen seines Größenwahnes, vor dem jeder Widerstand zum strafwürdigen Ungehorsam wird und im Namen einer „Zivilisation", welche fordert, daß dem Golde alles käuflich, alles unterthan sein müsse. Aber die gierigen Spekulanten, die diesen Kriegszug mit Listen und Ränken, mit Lug und Trug angestiftet haben, nehmen natürlich nicht selber das Schwert ihrer Ungerechtigkeit in die Hand, im Gegenteil, sie verließen Hals über Kopf Johannesburg, als der glimmende Funke des von ihnen gelegten Zündfadens dem Pulverfasse nahe kam.

Und dagegen nun das kleine Volk der Buren! Bis in die modernste Zeit festhaltend an dem bei uns längst verschollenen altgermanischen Brauche des Einzelwohnens, derart, daß der Eine sich in seinem Selbständigkeitsdrange beengt fühlt, wenn er von seiner Hausthür den Hof seines Nachbarn mit den Blicken abreichen kann; mit einfachster Lebensführung zufrieden, aber nicht aus Not oder Zwang, sondern aus bewußter Verachtung des ganzen Tandes der „Zivilisation", und bei alledem unerschütterlich selbstbewußt, unbändig stolz und freiheitsliebend und ehrlich fromm. Und dieses Völkchen von lauter trotzigen Einzelpersönlichkeiten, träg im Denken, geduldig und über die Maßen nachsichtig mit dem Pack von Johannesburg, steht plötzlich da wie ein Mann, marschiert nach einem Plane und nimmt die Büchse in die Hand mit dem selbstverständlichen Entschlusse, die Freiheit zu verteidigen oder, wenn es sein muß, sie mit dem Leben zu bezahlen.

Könnte dieses Volk an diejenigen heran, die ihr den Krieg auf den Hals gehetzt haben! Aber da sie es in blutiger Feldschlacht nicht mit den Urhebern,

sondern nur mit den Werkzeugen, den Söldnern englischer Macht zu thun haben — wie zart ehren diese schlichten Bauern in ihren Gegnern den Krieger, den Germanen! Welch' eine edle Ritterlichkeit bewähren diese schlichten Bauern, obgleich sie sie in keinem Kasino, in keiner Kaserne gelernt haben!

Giebt man zu, daß alle diese Beobachtungen zwar eine Erbauung, bestreitet aber, daß sie ein Ersatz für all das unschuldig vergossene Blut und all die andere Not eines solchen Völkerkampfes seien? Man nehme an, die Buren wären nicht die sie sind, nicht aufrechte Männer, sondern friedliebende Duckmäuser oder wenigstens sogenannte weltkluge Leute und hätten nicht um jeden Preis den Kampf in Gottvertrauen aufgenommen, sondern in Erkenntnis ihrer kleinen Zahl sich vor der Weltmacht und ihrem Spekulantenpack gebeugt, allenfalls in der stillen Hoffnung, später von hinten herum doch noch bei guter Gelegenheit für ihren Vorteil zu sorgen — was meint man: hätte dieser friedliche Sieg der englischen „Zivilisation" die Menschheit gehoben oder erniedrigt, die allgemeine Sittlichkeit gefördert oder gehemmt, die Männlichkeit gehärtet oder geschwächt? Ich glaube, man braucht — in unserm Volke wenigstens und in ihm nicht allein — die Frage nur aufzuwerfen, so werden Tausende freudiger Stimmen antworten: ein solcher Krieg ist reine Bergluft gegen den Stickdunst des ewigen Friedens, er stärkt den Glauben an den hohen Beruf der Menschheit, und glücklich diese Menschheit, so lange sie noch solche Kriege erleben darf!"

Darum Heil und Sieg den tapfern Buren!

II.

Land und Leute.

Vom Buren sei zunächst bemerkt, daß er echten deutschen Stammes ist. Er spricht zwar holländisch, aber auch die Holländer sind Deutsche; ihre Sprache ist eine niederdeutsche Mundart, die dadurch, daß sich die Niederlande im Mittelalter vom Deutschen Reiche loslösten, zu einer selbständigen Schriftsprache geworden ist. Die französischen Protestanten, Hugenotten, sind in Sitte und Sprache in die deutsche Gemeinschaft aufgegangen, sodaß man ihre Abkömmlinge nur noch am französischen Namen erkennt. Der Generalkommandant Joubert z. B. ist ein Hugenottenenkel. Krügers Vorfahren dagegen haben bei Stendal gewohnt. So waren sie Nachbarn der Ahnen unseres großen Kanzlers und Söhne derselben altmärkischen Erde, von der aus schon ein großes Reich gegründet worden ist. Möge sich die Kraft des Landes auch im fernen Südafrika wirksam erweisen!

Die Buren, kräftige, selten unter 6 Fuß hohe Gestalten, haben denn auch in der Fremde ihre niederländisch-deutsche Art zäh beibehalten. Ernst, einfach, bedürfnislos, ohne Standesunterschiede zu kennen, leben sie auf ihren einsamen Farmen, gastfrei gegen jedermann, aber voll starken Rassegefühls gegen die Eingeborenen, die sie zwar gut behandeln, aber streng von sich geschieden halten; nicht selten mißtrauisch gegen Fremde, in früheren Zeiten gegen die Missionare, weil sie von denen Beförderung der englischen Eingeborenenpolitik und Verschiebung des althergebrachten Verhältnisses zwischen Weißen und Wilden, damit Gefährdung des Friedens und Wohlstandes im Lande befürchteten,*) in neuerer Zeit nach den schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre gegen die eingewanderten Ausländer.

*) Oft nicht mit Unrecht; vgl. Merensky, Missionsreisen.

Wie schon vor 2000 Jahren im westlichen Deutschland und noch heute in Niedersachsen, liegen die Gehöfte einsam zerstreut auf der weiten Ebene. Der Bur liebt das Zusammenwohnen nicht, er muß sich als Herrn fühlen, wenn möglich, soweit sein Auge reicht. Und sein scharfes Auge reicht weit, denn die Ebene ist baumleer und die Luft ist klar wie Krystall und läßt die blauen Berge, die den Horizont begrenzen, mit wunderbarer Deutlichkeit erkennen und viel näher erscheinen, als sie thatsächlich sind. Luftspiegelungen sind nicht selten. Nur in den Bergen und den Thalgründen, dem Buschlande, findet sich größerer Baumwuchs. Die Hochebene, die den größten Teil Südafrikas bildet, ist Prärie oder Steppe, und nur das Heim des Buren ist von einer Baumpflanzung umgeben, wie der westfälische Hof von seinem Eichenkamp.

Nähern wir uns der Niederlassung, dem „Plats" des Buren! Wir finden ein niedriges, einstöckiges Lehmhäuschen mit einem dichten Dach von Gras oder jetzt auch von Wellblech, aber meist keine Stallungen, denn das zahlreiche Vieh bleibt fast immer draußen. Dagegen erblickt man in einer gewissen Entfernung die runden Hütten der „Jongens" und „Meidens", der eingeborenen Dienerschaft. Einfach wie das Aeußere ist auch das Innere des Burenhauses. Das Mobiliar besteht fast nur aus einem großen runden Tisch, ein paar Stühlen und der Bank, die an den Wänden herläuft. Im Lehnsessel thront fast den ganzen Tag die Hausfrau, denn ihre in der Regel sehr reiche Körperfülle gestattet ihr nicht viel Bewegung. Sie ist Mutter und Lehrerin ihrer zahlreichen Kinder zugleich; fünfzehn Kinder in einer Familie sind keine Seltenheit. Die Kaffeekanne kommt fast nie von ihrer Seite; auch die Männer vertragen große Mengen dieses braunen Getränkes, dagegen verabscheuen sie geistige Getränke ganz. Sonst

erblicken wir wenig Hausrat. Aber einen Gegenstand werden wir auf keinem Tische der Wohnstube vermissen, das ist die alte dicke Familienbibel. Die Buren sind ein hervorragend frommes Volk. Es braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden, daß sie alle Protestanten, genauer Reformierte sind. Beim Morgenkaffee versammelt sich die Familie zur Morgenandacht, am Abend zur Abendandacht, der „Ohm" oder die „Tant" liest vor, und gewöhnlich wird auch ein geistliches Lied gesungen. Der religiöse Geist des Volkes atmete aus der oben mitgeteilten Ansprache des Präsidenten Krüger an den Volksrat. Der Volksrat wird stets mit Gebet begonnen und geschlossen. Von dem im gegenwärtigen Kriege schwerverwundeten und nachher gestorbenen General Kock wird berichtet, daß man ihn mit der Bibel in der Hand auf dem Schlachtfelde fand. Am Abend der Erstürmung des Majubaberges im Jahre 1881 hörte man keinen Siegeslärm im Lager der Buren, wohl aber die langgezogenen Töne geistlicher Gesänge.

Zwei- oder dreimal im Jahre fährt der Bur mit seiner Familie auf dem Ochsenwagen zum Nachtmahl (Abendmahl) in das nächste Städtchen oder Kirchdorf. Sehen wir uns doch den Ochsenwagen etwas genauer an. Er ist mit 10—16 Ochsen bespannt, denn es giebt nur wenig gebahnte Wege und wenig Brücken, und Mensch und Tier sind in diesem warmen Klima träger (auch den Pflug zieht die gleiche Zahl Ochsen). Das erste Paar führt ein Schwarzer am Riemen, der Bur auf dem Bock treibt sie mit einer 10—12 Meter langen Peitsche an.*) Der Wagen selbst besteht aus einem

*) Sehr viel schneller, über Stock und Stein, geht es in der mit Maultieren, Pferden oder auch Zebras bespannten Eilpost. Riemen, in die man die Arme hineinsteckt, hängen von der Decke des Wagens herab, wenn man die Stöße nicht mehr ertragen kann.

schweren Kasten von dicken Brettern, den ebenso massive Räder und Achsen tragen. Er ist mit einem Zeltdach überspannt, so hoch, daß man aufrecht darin stehen kann, und so groß, daß die ganze Familie darin Platz hat. Hinten fehlen niemals ein paar Fäßchen mit Wasser — sehr notwendig in dem an Grundwasser armen Lande! — am Bock und an den Seiten befinden sich Kästen mit den notwendigsten Gerätschaften. Im Städtchen wird ausgespannt und man bleibt gewöhnlich eine Woche dort, denn es herrscht zugleich Jahrmarkt. Es werden Geschäfte abgeschlossen und eingekauft, was man für die nächste Zeit braucht. Hunderte von Zeltwagen und Zelten bedecken den Marktplatz, denn von allen Seiten sind sie zusammengeströmt; es sind die Festtage im einförmigen Leben des Buren.

Ein wichtiges „Geschäft" ist den Buren natürlich auch die Eheschließung. In diesen Tagen nun lernt sich die Burenjugend kennen. Es geht freilich etwas einfacher her als bei uns. Ernst von Weber erzählt*): „Es ist üblich, daß bei jeder Geburt eines Familiensprossen aus der oft viele Tausende von Tieren umfassenden Schafherde dem neuen Ankömmling eine gewisse Zahl von Tieren zugeteilt wird. Dieser Anfangsstamm einer Herde vermehrt sich natürlich mit jedem Jahre durch neue Lämmer; über den jährlichen Zuwachs wird gewissenhaft Buch geführt, und so kommt es, daß die dem Kinde gehörige Herde zur Zeit seiner Heiratsfähigkeit oft schon eine recht bedeutende Kopfzahl erreicht hat. Hat nun der heiratslustige Bure bei Gelegenheit des Nachtmahls ein Burentöchterlein entdeckt, dessen Eigenschaften seinem Geschmack und seinen Wünschen zusagen, so richtet er bei einer passenden Gelegenheit wohl die bescheidene Frage an sie: „Wie wäre es denn, wenn wir unsere Schafe zusammentrieben?" und wenn die Schöne

---

*) Daheim 1899, S. 86.

dann beifällig mit dem Kopfe nickt, dann ist die Sache abgemacht; von weiteren Feierlichkeiten pflegt dann nicht mehr die Rede zu sein, denn Polterabende und Hochzeitstänzchen sind in dieser einfachen Gesellschaft noch nicht eingeführt" — weil man zu ernst ist, weil es an Räumen und Musikanten fehlt, und man wohl auch nicht tanzen kann.

Hervorragend ist der Familiensinn beim Buren ausgebildet. Das Wohlergehen seiner Kinder bildet für gewöhnlich den einzigen Wunsch seines Lebens. Nehmen wir hinzu seine Behäbigkeit, seine Wortkargheit, seinen geraden Sinn, so können wir sagen, es herrscht in seinem Hause auch am Alltag ein sonntäglicher Friede. Die Unruhe des Europäers, die Jagd nach Erwerb und Auszeichnung ist dem Buren fremd. Es mag dem Fremden dort anfangs altväterisch, langweilig dünken; er muß zuletzt doch gestehen, daß der Bur in seiner Zufriedenheit, fern vom Getöse der Welt, eigentlich ein beneidenswertes Dasein führt. Es herrscht dort die Stimmung, die in unsern Bauernhäusern vor der Erfindung der Eisenbahnen vielleicht häufiger war, die ich jetzt ähnlich noch bei den Heidebauern in der Lüneburger Heide getroffen zu haben glaube.

Ein Appell an das Familiengefühl findet bei den Buren allezeit eine gute Statt, auch wenn es sich um Feinde handelt. Eine Geschichte, die E. v. Weber erzählt, möge hier aufgeführt sein: „In der Schlacht bei Bloemplatz am 30. August 1848, wo der englische General Sir H. Smith die aufständischen Bauern des Oranjefreistaates besiegte, fiel ein englischer Offizier vom Kapkorps, verwundet und vom Pferde gerissen, den Buren in die Hände. Sie richteten ihre Gewehre auf ihn, um ihn ins Jenseits zu expedieren. Da ruft der umringte Feind ihnen auf holländisch zu: Moet ni schiet mi! Vrouw en Kinder! d. h. Ihr müßt mich nicht erschießen, ich habe Frau und Kinder! Diesem Appell an ihre

Familiengefühle konnten die gutmütigen niederdeutschen Recken nicht widerstehen; sie senkten ihre Gewehre und ließen den Feind entwischen." „Und dies," setzt der Erzähler hinzu, „in der Hitze des Gefechts, im verzweifelten Schlachtgemenge! Welche tiefe, echt germanische Gutherzigkeit bei so rauhen, ohne Unterricht aufgewachsenen Menschen, die noch dazu in diesem Falle von dem leidenschaftlichen Gefühle entflammt waren, daß ihnen seitens der englischen Regierung und Armee ein empörendes Unrecht zugefügt wurde!"

Ebenso gemütvoll können sie gegen die Wilden sein. Hofmeyr erzählt ein Beispiel: General Lous Wepener, der tapfere Erstürmer von Bechtkop im letzten Basutokriege, ein kaltblütiger Offizier, der sich einst, auf einem Felsvorsprunge stehend, ruhig seine Pfeife anzündete, während die feindlichen Kugeln ihm um die Ohren pfiffen, gab alles Brot, das er bei sich hatte, zwei verirrten, hungernden Basutokindern, obgleich er selbst den ganzen Tag im Sattel gesessen hatte, ohne etwas zu genießen.

Der Bur ist zu anspruchslos, um arbeitsam in unserm Sinne zu sein. Er ist mit dem Notwendigen zufrieden und sieht keinen Nutzen darin, sich zum Sklaven zu machen, um das Ueberflüssige zu erlangen. Er will sein Leben in seiner Art genießen. Dazu muß man ihn möglichst unbelästigt als freien Herrn auf seinem „Plats" schalten und sich der Erziehung seiner Kinder freuen lassen. Es muß ihm soviel Zeit übrig bleiben, daß er bei Freunden und Verwandten Besuche machen oder solche empfangen kann. Diese Besuche dehnen sich oft zu wochenlangen Vetternreisen aus. Für den Burenjüngling sind sie zugleich eine Brautschau.

Man schreibt dem Buren wohl Mangel an Unternehmungsgeist und Geiz zu. Aber das ist nur die Folge seiner phlegmatischen Selbstbeschränkung. Der spekulierende Engländer kommt in der Regel weiter und der fleißige

Deutsche in Südafrika, der in gewohnter Weise mit seiner ganzen Familie das Feld bebaut, hat blühendere Farmen. Der Bur schadet sich häufig durch seine Scheu vor Geldausgaben, er hat eine starke Abneigung gegen Neuerungen und zeigt sich oft gutem Rat unzugänglich; statt rechtzeitig Unfällen in seiner Wirtschaft vorzubeugen, besinnt er sich, daß die Plagen den Aegyptern als Strafen von Gott gesandt wurden, — aber die Zeit und die eindringende Kultur wird ihm schon die Augen öffnen. — Stolz, aristokratisch gegen Fremde, kennt er in seinem Stamme keine Standesunterschiede. Der reichste Bauer giebt die Hand seiner Tochter dem ärmsten Bewerber, wenn er nur von guter Familie, d. h. von unvermischter Abkunft ist.

Am liebsten beschäftigt er sich mit seinen Herden. Schafe besonders hat er zu Tausenden. Sie bleiben auch während der Nacht draußen und werden höchstens in einen Kraal, ein ummauertes Stück Land, getrieben. Auf dem Pferde sitzend, die Büchse in der Hand, bewacht er sie selbst vor wilden Tieren und vor Diebstahl durch herumstreifende Kaffern. Viehdiebstahl ist fast die einzige Art des Diebstahls in diesem friedlichen Lande. Aber er reitet dem Dieb nach, zuweilen tagelang, und bringt nicht selten das Vieh zurück. Er ist daher ein vorzüglicher Reiter von Jugend auf und nicht nur ein guter Schütze, sondern sogar ein Kunstschütze. Wenn der Winter kommt, dann verläßt er seine Farm, übergiebt sie einem Knecht zur Obhut und zieht mit seinen Herden hinab zu seiner Buschfarm im Thalgrunde. Hier lebt er in seinem Ochsenwagen oder in Zelten und liegt der Jagd ob, bis der Winter auf der Hochebene vorüber ist; dann kehrt er heim, das Vieh oft voran, ohne auf den abwesenden Herrn zu warten, denn es kennt die Zeit der Heimkehr und den Weg zu den alten Weideplätzen.

Es liegt etwas Jugendliches in dem Volke wie in dem ganzen Erdteil, der erst jetzt nach vieltausendjährigem Dunkel zum Leben erwacht. Jäger und Hirten waren die Völker auf der frühesten Stufe ihrer Entwickelung. Welche Zukunft könnte dem noch unentwickelten Keime bevorstehen! Es wäre möglich, daß die Fremden siegten und daß die heiße Glutsonne des Kapitalistenregimentes die jungen Triebe versengte. Aber wir würden dann sagen dürfen: Es ist ein Jüngling gestorben in der Blüte seiner Jahre!

Soldatenleben.

Ein englischer Berichterstatter erzählte verächtlich, eine Burenabteilung sähe aus wie eine Abteilung von Räuberhauptleuten. Wohl möglich, daß einem an bunte Uniformen und straffen Drill gewöhnten Auge der Anblick der Burenmiliz anfänglich nicht zusagt, denn eine Uniform trägt der Bur nicht. Er zieht in den Kampf in seinem graugrünen, bequemen Burenrock, den Burenhut auf dem Kopfe, und nur die Patronentasche und das umgehängte Gewehr kennzeichnet ihn als Krieger. Wie vorteilhaft dies für seine Kriegführung ist, in der er jeden Felsvorsprung, jeden Strauch als Deckung geschickt zu benutzen versteht, haben die Engländer bei Majuba erfahren, wo ihre roten Röcke den Buren einen bequemen Zielpunkt boten. Jetzt haben die Engländer ihre Uniformen der Erdfarbe angepaßt und sogar die Geschütze mit einem grünlich-grauen Anstrich versehen. Die Abzeichen der Offiziere aber entgehen auch jetzt dem Adlerauge der Buren nicht, wie die Verlustlisten zeigen. Salvenfeuer zu

geben ist nicht seine Art. Als unfehlbarer Scharfschütze liegt er ruhig im Anschlag und nimmt sein Ziel, in erster Linie natürlich den Offizier, aufs Korn. Dabei spart er beträchtlich an Munition. Was diese anlangt, so wurde

Burentype.

von englischer Seite die Meinung ausgesprochen, daß bei längerer Dauer des Krieges die Buren sich bald verschießen würden. Indessen die Buren sind seit langer Zeit gerüstet. Man hat die Zahl der Patronen, die die Deutschen

im Kriege von 1870/71 gebraucht haben, etwa 18 Millionen, als Maß angenommen und sich danach eingerichtet in der Weise, daß man die doppelte Zahl, 36 Millionen, beschaffte. In Glencoe haben sie bereits große Beute

Burentype.

gemacht, und sollte auch Mafeking und Kimberley sich ergeben müssen, so würde ein ungeheurer Vorrat an Munition in ihre Hände fallen, denn diese Plätze sind von den Engländern zu Hauptwaffenplätzen ausgestattet worden.

Die Heereseinrichtungen sind von den unsrigen soweit als möglich verschieden. Jeder Bürger ist kriegsdienstpflichtig vom 16. bis 60. Lebensjahre. Die Zahl der Truppen, die die beiden Republiken ins Feld stellen können, beträgt mindestens 40= bis 50 000 Mann. Diese Zahl kann sich aber wie eine Lawine vergrößern, je weiter die Buren in Natal, Kapland und Betschuanaland vorrücken. Sie sind alle berittene Jäger, die die Pferde verlassen, wo es nötig ist, und sie bei der Rückkehr unfehlbar da wieder vorfinden, wo sie sie zurückgelassen haben. An der Spitze des Heeres steht der Generalkommandant, jetzt Joubert, der von der Gesamtheit der Bürger gewählt wird. Man unterscheidet ferner Kommandanten, die in den Distrikten, und Veldkornete und Veldkornetassistenten, die in den Bezirken gewählt werden. Wohl giebt es außer der Artillerietruppe kein stehendes Heer, trotzdem ist die Disziplin eine vorzügliche. Jeder Führer weiß, daß er sich auf seine Mannschaft unbedingt verlassen kann. Ein hoher, heiliger Zweck verbindet sie ja alle. Der Bur ist durch sein Farmerleben abgehärtet und ausdauernd in Unwetter und Lebensmittelnot und überaus geschickt in der Behandlung der mächtigen Transportwagenkolonnen, die in Südafrika jedem Heere folgen müssen. Den Verstärkungen, die die Engländer von auswärts senden, werden hierin noch manche Ueberraschungen bevorstehen.

Noch ein Wort über die Kriegskunst der Buren. Im kleinen Krieg, im verdeckten Gefecht, wozu die hügelige Ebene von Südafrika die günstigste Gelegenheit bietet, sind sie Meister. Aber ihre Führer haben bisher auch gezeigt, daß sie größere Truppenabteilungen nach einem fein durchdachten Plane geschickt zu leiten verstehen. Was hatte es aber mit den Siegesnachrichten der Engländer für eine Bewandtnis, mit der in jedem Bericht wieder=

kehrenden Behauptung, daß die Buren in wilder Flucht davon gejagt und ihre Geschütze „zum Schweigen gebracht“ worden wären? Die Aufstellung der Buren, erklärt ein englischer Oberst a. D., der gegen die Zulus gekämpft hat, ist die der Zulus und hat die Form eines Halbmondes. Sie besetzen einen vorgeschobenen Posten mit einem kleinen Kommando im Zentrum ihrer Stellung und suchen den Feind hier zum Angriff zu verleiten. Geht dieser in die Falle, so nehmen sie die Geschütze zurück, einige beherzte Leute bleiben, markieren gewissermaßen den Feind, bis der Gegner zum Sturm vorgeht, nehmen dann Reißaus und suchen jenen zur Verfolgung sich nachzulocken. Dann schwenken die verdeckt gehaltenen starken Flügel und wehe den Verfolgern, wenn sie im Eifer des Nachsetzens die Fühlung mit der Haupttruppe verloren haben. Einen Buren meilenweit zu verfolgen ist gerade so unklug wie einem verwundeten Tiger mit leerer Flinte nachzugehen. Es macht dem Bur garnichts, vor der Uebermacht davon zu laufen. Er bleibt stehen und feuert, sobald er Deckung findet und kommt zurück, sobald er eine Blöße des Gegners erspäht. Bei Ladysmith suchte White den Fehler von Glencoe zu vermeiden. Er griff daher die Hauptmacht des Gegners auf dem Flügel an. Aber die Buren nahmen während des Kampfes einen Frontwechsel vor, die Engländer setzten dem scheinbar weichenden Feinde nach und wurden zum großen Teil vom Rückzug abgeschnitten. Wieder hatte der Bur den Engländer überlistet. Der Bur ist Jäger und seine Kampfesweise hat etwas vom Jäger, der das Wild beschleicht.

Selbst ihre Feinde sind des Lobes voll über die ritterliche, ja liebevolle Art, mit der die Buren die Verwundeten und Gefangenen des Gegners behandeln. Keine Spur von Haß oder Rachsucht: sie bedauern die armen

Opfer, die in so großer Zahl für eine Handvoll golddgieriger Spekulanten ihr Blut hingeben müssen. Und was unsere Achtung noch erhöht, das ist ihre Siegesfeier. Als sie 1881 den Majubaberg erstürmt hatten, da traten sie auf der Spitze zusammen und stimmten einen Dankespsalm an.

„Ohm Paul."

Präsident Krüger, von den Buren kurz „Ohm Paul" genannt, ist seit dem Telegramm des Kaisers Wilhelm in Deutschland eine volkstümliche Persönlichkeit. Sein Bildnis läßt uns in ihm das Muster eines Buren ahnen. Das breite Haupt trägt ein mächtiger Körper, die etwas nachlässig sitzende Kleidung weist auf einen allem äußeren Scheine abgeneigten Mann, aber die Züge verraten Entschlossenheit, Willenskraft, Klugheit. Dabei liegt doch wieder etwas behäbig-gemütliches in dem Ausdruck seines Gesichtes, etwas, das besonders unsere Jugend so angenehm berührt, wenn sie sein Bild sieht. Er ist auch nicht stolz trotz aller Ehren, die auf ihn gehäuft worden sind. Es ist bezeichnend für die Anschauungen der Buren, daß er in seiner einfachen, einstöckigen Wohnung zu einer gewissen Stunde des Tages Jedermann aus seinem Volke empfängt, der ihn besuchen will, für jeden ein freundliches Wort hat und mit jedem als mit Seinesgleichen verkehrt.

Er ist im Jahre 1825 bei Colesberg in der Kapkolonie geboren und machte in Gemeinschaft mit seinen Eltern 1837 als zwölfjähriger Knabe den großen Burentrekk mit, der die Buren nach Natal, nach dem Oranje

und über den Vaal führte. Schon mit 16 Jahren wurde er Assistent eines Feldkornets in Transvaal, mit 18 Jahren Feldkornet, 1862 Generalkommandant, 1883 zum ersten, 1898 zum vierten Male Präsident. Nach der Annexion 1877 war er mehrfach als Mitglied einer Spezialkommission in London; als die Buren sich 1880 erhoben, wurde er an die Spitze der Bewegung gerufen. Seitdem hat er die Politik Transvaals geleitet und sich durch sein Geschick in den Unterhandlungen mit England die höchsten Verdienste um Transvaal erworben.

Es mögen die Aeußerungen eines Landsmannes, der jahrelang mit ihm in Verkehr gestanden hat, über seine Persönlichkeit hier folgen: *)

„Herr Krüger war und ist ein Mann von tiefer Religiosität und er hatte, was sich von selbst versteht bei jemandem, dem jegliche wissenschaftliche Erziehung nach europäischem Muster fehlt, für den die Bibel die einzige Quelle sowohl für die Erkenntnis wie für religiöse Begriffe ist, ungefähr dieselbe Lebensanschauung, wie sie den Protestanten aus den Tagen des 16. Jahrhunderts anklebte. Für ihn drehte sich die Sonne um die Erde. Das alte Volk Gottes fand in ihm, in seinem Geschlecht, in seinen Stammesgenossen seine geordnete Fortsetzung, wobei der neue Bund den alten allmählich erfüllte.

In seinem Gemüte lag ein tiefer Zug von Schwermut, der ihn, wie man erzählt, in die Einsamkeit trieb, als er noch ein sehr junger Mann war, gleich einem der der alten hebräischen Propheten oder einem der Klausner des zweiten Jahrhunderts, die in der Wüste fasteten und beteten.

Glücklich in seinem Glauben, läßt er andern die Freiheit anders zu denken, ist auf seine Art ganz verträglich und verlangt nur, daß man ihn nicht störe.“

---

*) Jorissen, Erinnerungen.

Krüger ist schweigsam, aber ein Meister in treffenden Aussprüchen, die dem eigenen und seines Volkes Empfinden Ausdruck geben. Seine Sprache ist reich an Bildern. Oben ist schon ein Beispiel angeführt worden. Hier eine andere Aeußerung aus demselben Anlaß: „Unsere Bürgerschaft ist wie ein Damm, der von vielen teils reinen, teils schmutzigen Gewässern umspült wird. Das Wasser innerhalb des Dammes muß rein sein und rein bleiben. Es geht deshalb nicht an, daß wir das Außenwasser ohne weiteres einströmen lassen, wir müssen es sorgfältig filtrieren und das reine Wasser herein- und das schmutzige draußen lassen". Mit Hinweis auf die Aufrührer in Johannesburg sagte er: „Laßt nur die Schildkröte erst ihren Kopf herausstrecken, dann werden wir schon wissen, was wir zu thun haben." „Wenn guter Rat nichts mehr hilft, dann möge der Sturm nur losbrechen; der Wind wird dann schon die Spreu von dem Weizen sondern." — Bezeichnend für die Art des Verkehrs zwischen ihm und seinem Volke ist eine von Hofmeyr berichtete Erzählung: „Nach der Begnadigung der vier Rädelsführer kamen einige Bürger zu ihm und hatten folgendes Gespräch mit ihm:

Bürger: Aber, Präsident, warum hast du die vier denn nicht aufhängen lassen?

Präsident: Wie denkt ihr über Slagters Nek?

Bürger: Slagters Nek? Das war eine gemeine, ungerechte That!

Präsident: Na, also! Wollt ihr denn, daß ich den Engländern ein zweites Slagters Nek bereite?

Bürger (nach einigem Ueberlegen): Du hast Recht, Präsident!"

Den Kommandanten, die Krüger zur entscheidenden Sitzung eingeladen hatte, weil deren Billigung die Zustimmung des Volkes verbürgte, wollte allerdings die Begnadigung nicht in den Sinn, und Krüger hat vier

Stunden förmlich mit ihnen gerungen und sie beschworen, der Ansicht des Ausführenden Rates zu vertrauen. Endlich erklärten sie trotz abweichender Auffassung, sich vor der höheren politischen Weisheit des Staatsoberhauptes beugen zu wollen.

Ein andermal erklärte er, auf eine vor ihm liegende Bibel zeigend: „Nicht Telegramme, Bittschriften und Deputationen: dies Buch allein ist die Richtschnur meines Handelns den politischen Verbrechern gegenüber gewesen". Und wer den Präsidenten kennt, setzt Hofmeyr, unser Gewährsmann, hinzu, weiß, daß dies buchstäblich wahr ist.

Sehr geschickt und schlagfertig verfuhr er mit dem Gouverneur der Kapkolonie. Dieser hatte sich nach Jamesons Einfall erboten, nach Pretoria zu kommen, um weiteres Blutvergießen zu verhüten. Die Regierung konnte seinen Besuch nicht ablehnen, so peinlich er war. Nach einigen Worten des Bedauerns begann jener von der Notwendigkeit von Reformen zu sprechen. Der Präsident trat ihm sofort entgegen und sagte, daß man über keinen andern Gegenstand verhandeln könne als über Maßregeln, um ferneres Blutvergießen zu verhüten. Johannesburg müsse die Waffen abliefern. — „Ja, unter welchen Bedingungen?" — „Bedingungslos!" — „Dann fürchte ich, daß sie sie nicht abliefern werden." — „Dann werde ich sie holen!" war die Antwort. — Mit unerschütterlichem Ernst und beinahe eisiger Ruhe wiederholte Krüger seine Worte, und fügte noch hinzu, daß er Johannesburg nur 24 Stunden Zeit gebe, seinem Verlangen zu entsprechen.

Ueberaus anziehend und Krügers Gemütsleben kennzeichnend sind die persönlichen Erinnerungen von Andrä-Roman, der ihn in Berlin kennen lernte und im „Daheim" einiges daraus mitteilt. Krüger besuchte damals nach dem Friedensschlusse von London 1884 die befreundeten europäischen Staaten und war in Berlin auch

Gast am kaiserlichen Hofe, wo er bei der Tafel neben Bismarck saß und sich in seiner Muttersprache mit diesem, der plattdeutsch sprach, sehr gut unterhielt. Denn Krüger spricht nur holländisch. Er war auch bei der Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes zugegen und hier wie überall Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Besonders heimisch fühlte er sich aber im Missionshause des Missionsdirektors Wangemann, den er von Transvaal her kannte. Ja, sagte er hier bei Erwähnung des Majubaberges, Gott hat Transvaal geholfen, den übermächtigen Feind zu besiegen, und noch herrlicher hat er mir geholfen, daß mir jetzt in London der Ausgleich mit den Engländern, der unsere Unabhängigkeit vollkommen sichert, so ganz gelungen ist. Aber wehe dem, der auf einen Vertrag mit England baut. Ich traue ihnen nicht, trotz aller Freundschaftsversicherungen, und fürchte, daß sie jede Gelegenheit, uns zu vergewaltigen, gern benutzen werden.

Wir sehr haben die Ereignisse seinem Burenmißtrauen Recht gegeben!

Es wurde zur Erfrischung ein Glas südafrikanischen Capweins herumgereicht, aber Krüger dankte und bat, „wenn es nicht zu unbescheiden sei,“ um eine Tasse Kaffee. Wein trinke ich überhaupt nicht, sagte er lächelnd, als man ihn verwundert ansah, aber Kaffee kommt den ganzen Tag nicht vom Tische des holländischen Buren.

Er sah in einem der Zimmer einen ungewöhnlich großen ausgestopften Löwen. Mit großem Interesse maß er ihn von der Nasenspitze bis zum Schwanz mit den Händen und meinte, manchen Löwen habe er schon geschossen, aber solch ein Tier habe er noch nicht vor Augen gehabt. Denn Krüger ist auch ein eifriger Jäger und sicherer Schütze.

Nachdem er das ganze Gebäude bis auf die Kuhställe durchmustert hatte, bat er, alle Bewohner des Missionshauses zusammenzurufen. Darauf hielt er eine eindringliche, erbauliche Ansprache, ermahnte alle zur rechten Treue und Ausdauer, versprach aufs bestimmteste ernste Förderung der Mission in seinem Vaterlande und forderte die Missionszöglinge, die etwa dahin kommen würden, auf, sich in jeder Not und Bedrängnis getrost und freudig an ihn zu wenden. Dann verließ er mit seinem Begleiter das Haus, jedem einzelnen Missionszöglinge die Hand reichend. Selbst der Feind, der ihn herabsetzen will, der bekannte Afrikareisende Stanley, muß seine Größe anerkennen: *)

Frau Krüger.

Was kann es außergewöhnlicheres geben, als daß ein Mann ohne Erziehung, Vermögen oder hervorragende körperliche Eigenschaften den Mut hat zu dem Versuch, dieses herrliche Land dem festen Griffe einer der größten Mächte der Erde zu entreißen, und daß dieser Versuch von Erfolg gekrönt ist? Daß er die Unerschrockenheit und Geschicklichkeit besitzt, einen britischen General im Felde zu schlagen, und zwar in dem Augenblick, wo dieser sich schmeichelt, ein erfolgreiches Manöver ausgeführt zu haben; die britische Regierung zur Aufgabe ihrer Beute zu zwingen und die Unabhängigkeit seines Landes durch einen Vertrag wiederherzustellen; bei näherer Erwägung diesen Vertrag wieder aufzugeben und an seine Stelle einen anderen zu setzen, der sein Land beinahe zu

*) Seidel, a. a. O. S. 272.

einem souveränen Staat macht; dann im Widerspruch mit den Bestimmungen des Vertrages seine Rachsucht gegen die britische Rasse zu entfesseln, in deren Mitte er geboren war und der er so oft gedient hat; viele Tausende seiner Mitbürger zu unterdrücken, ihre verbrieften Rechte zu verkürzen und sie nach Belieben mit Füßen zu treten und diejenigen, die nicht nach seinem Geschmack waren, verächtlich bei Seite zu schieben; der der Diktator in dem Lande ist, wo er geboren wurde (im englischen Kapland), dessen Regierung seinen leisesten Wünschen entgegenkommt, und den endlich — denn es ist kaum ein Ende des Rühmens zu finden — geistreiche und talentvolle Männer von Welt besuchen, über seine Auslassungen entzückt, von seinem Humor und seiner Frömmigkeit bezaubert sind und von Bewunderung für seine Größe und seine hervorragenden Charaktereigenschaften überfließen; der es durchgesetzt hat, zum vierten Male sich zum Präsidenten wählen zu lassen, seine Minister, Generale und Nebenbuhler gezwungen hat, in ihren Wahlreden sein Lob zu singen und seine Bürger in dem festen Glauben zu erhalten, daß er der Retter seines Landes und der einzige wahre Vaterlandsfreund sei, auf den sie sich verlassen können — wenn einer alles das fertig bringt, so ist das auf jeden Fall außergewöhnlich."

Diese widerwillige Bewunderung bildet das schönste Zeugnis, das dem greisen, nunmehr 74jährigen Präsidenten ausgestellt werden kann.

Frau Krüger ist eine treue, sorgsame Hausfrau, die voll Bewunderung zu ihrem Gemahle aufblickt. Und nicht weniger als sieben Söhne kämpfen von ihm im Heere und fünfzig Enkel!

Schluß.

Ich bin am Ende. Ich wünschte gezeigt zu haben:

1. Auf wessen Seite in diesem Kampfe das Recht, auf wessen Seite die Falschheit und Hinterlist ist. Diese Entscheidung ist leicht.
2. Daß der Bur unser deutscher Bruder ist, und zwar eins der edelsten, unverfälschtesten Glieder in der Familie.
3. Daß hier nicht gekämpft wird um das Leben eines winzigen Völkchens, sondern um die Herrschaft des Deutschtums in Südafrika, dem das Land widerrechtlich genommen worden ist, und das nun auch noch totgetreten werden soll.

Das Reich muß ja seitab stehen und kann nichts thun, so sehr es uns auch in der Faust zuckt. Wir sind ohne starke Flotte in überseeischen Dingen machtlos und können noch nicht einmal einen Druck ausüben. Denn dazu müßten wir imstande sein, nötigenfalls auch den Nachdruck durch die That folgen zu lassen. Wir können unmittelbar nur durch Liebeswerke und Liebesgaben helfen, die Not zu lindern.

Aber wir wollen das Bewußtsein der Stammesbrüderschaft wecken und pflegen. Es soll nicht bei dem Gefühl stiller Teilnahme und Achtung bleiben, das Gefühl muß zum glühenden Feuer werden und vertieft durch die Erkenntnis, um welche Güter im fernen Südafrika gekämpft wird. Das Burenvolk muß sehen, daß der große deutsche Stamm in der Heimat mit ihm denkt, fühlt, leidet, jubelt. Das stärkt im Kampf um die gute Sache und giebt Mut zum Ausharren. Der Geist schlägt die Schlachten der Völker.

Losgerissen vom Stamm verdorrt der Zweig. Aber auch Zweig und Blätter führen dem Stamme Nahrung zu. Wir dürfen nicht daran denken, daß die Buren je deutsche Reichsbürger würden; ein Bundesverhältnis wäre nicht unmöglich und eine solche Anlehnung für unsere eigenen afrikanischen Kolonien höchst erwünscht: aber der politische Vorteil, den die Zukunft birgt, soll hier nicht in erster Linie erörtert werden. Schon jetzt zeigt sich eine segensreiche Wirkung der Kämpfe der Buren bei uns in dem Auflodern des Nationalgefühls; mit solchem Stolz sind wir uns seit 1870 des deutschen Namens nicht bewußt gewesen. Man beachte, welchen Sporn die Jugend daraus empfängt.

Unsere großen Männer, Luther, Goethe, Schiller, Bismarck haben uns ein kostbares Erbe hinterlassen, das sollen wir bewahren. Der Geist dieser Männer befruchtet auch das Leben der Stammesgenossen jenseits der Reichsgrenzen. Was giebt den deutschen Oestreichern den Rückhalt im Kampfe gegen die Slaven, den Vlamen gegen die Wallonen? Das Bewußtsein zum großen deutschen Volke zu gehören, zum Volke jener Männer. Wir sehen, wie das Deutschbewußtsein rings herum wieder aufblüht bei Stämmen, die schon im Begriff waren, vor der fremden Macht und Bildung die Waffen zu strecken. Jeder echte Deutsche wird zugestehen, daß die deutsche Bildung das Ideal aller Bildung wenigstens für den Deutschgeborenen darstellt. Wir handeln daher nicht engherzig, eigennützig, sondern im höchsten Sinne ideal und im Geiste derer, denen wir unsere eigene Größe danken, wenn wir das Deutschtum fördern, wie und wo wir nur immer können. Nur Charaktere führen die Menschheit ihrem Ziele näher, darum müssen wir unsern Volkscharakter immer weiter ausbilden, erhalten, zur Geltung bringen. Das ist der ideale Hintergrund unserer Bestrebungen zur Förderung

des Deutschtums im Auslande, auch solcher Bestrebungen, die so rein materiell scheinen wie Kolonialpolitik, Flottenvermehrung.

Und nun noch einen Afrikanerruf zum Schluß.

Hofmeyr schrieb nach dem Jameson-Einfall:

„Seid guten Mutes, Männer, Brüder, Landgenossen, Afrikaner! Die beiden südafrikanischen Republiken werden das Fundament zu dem Gebäude der Vereinigten Staaten von Südafrika unter eigener Flagge zu der von Gott gewollten Stunde legen, und wenn die Imperialisten uns mit Gewalt an diesem Werk hindern wollen, wird das Gebäude, wie der Tempel des Nehemia unter dem Widerstand des Sandballat und Tobia, nur umso schneller vollendet werden.

„Wasser bleibt oft noch bis weit unter dem Gefrierpunkt flüssig, berührt man es dann aber, so wird es sofort zu Eis. Der Jameson-Einfall ließ das ganze Land erschauern, und es ist nicht unmöglich, daß der nächste Angriff auf unsere Unabhängigkeit eine Erschütterung zuwege bringen wird, in deren Folge sich all die schwankenden, zerstreuten Elemente in Südafrika zu dem glänzenden Eiskrystall eines freien, starken, einigen — (und setzen wir hinzu:) — deutschen — Afrikanervolkes zusammenschließen werden!"

Wird seine Prophezeiung in Erfüllung gehen?

Der transvaalsche Nationalsang.

Di vierkleur van ons dierbaar land
Di waai wee' o'er Transvaal
En wee die God vergeten hand,
Wat dit weer neer wil haal!
Waai hoog nou in ons helder lug
Transvaalse vrijheidsvlag,
Ons vijande is weggevlug;
Nou blink 'n blyer dag.

Veul storme heb jy deurgestaan,
Mar ons was jou getrou;
En nou de storm is o'ergegaan,
Wyk ons nooit weer van jou.
Bestormd deur Kaffer, Leeuw en Brit,
Waal jy steeds o'er hul kop;
En tot hul spyt anskou hil dit,
Ons hijs jouw hoger op!

Waai hoog nou in ons helder lug,
Transvaalse vrijheidsvlag!
Ons vijande is weggevlug,
Ons blink 'n blyer dag.
Waai hoog nou in ons dierbaar land!
Waai, vierkleur van Transvaal!
En wee die God vergeten hand
Wat jou ooit neer wil haal!

Die Transvaalsche Nationalhymne.*)

(Uebersetzt von Herm. Tempel, Bielefeld.)

Vierfarbig das Banner vom teuern Land
Weht wieder über Transvaal.
Fluch drohe der gottvergessenen Hand,
Die nieder zöge das Mal!
Hoch flatt're du jetzt in dem hellen Licht,
Transvaal'sches Freiheitspanier!
Der Feind ist gefloh'n, aus Dunkel bricht
Die Freiheit leuchtend herfür.

Und wenn auch viel Stürme umbrausten dich,
Uns bliebst du stets getreu.
Vorbei jetzt die Stürme, einmütiglich
Erschallt der Treuschwur neu.
Dir drohten schon Kaffern, britt'sche Leu'n,
Du wehtest stolz und kühn,
Dem Feinde zu Trutz — wer wollt' sich scheu'n —
Stets höher wir dich zieh'n.

Hoch flatt're nun in dem hellen Licht,
Transvaal'sches Freiheitspanier!
Der Feind ist gefloh'n, aus Dunkel bricht
Die Freiheit leuchtend herfür.
Hoch wehe jetzt in dem teuern Land,
Vierfarb'ne Fahn' von Transvaal!
Fluch drohe der gottvergessenen Hand,
Die nieder zöge das Mal!

*) Unser Umschlag zeigt die Farben von Transvaal. Das Grün läuft am Fahnenstock entlang. Daran angeheftet sind die Farben Hollands: Rot, Weiß, Blau.

Verlag von Ernst Siedhoff in Bielefeld.

Westfälische Dorf- und Stadtgeschichten

von

Otto Weddigen.

Zweite vermehrte Auflage, Preis M. 2,—.

Kein Freund der roten Erde und ihrer Bewohner sollte versäumen, diese zu Herzen gehenden Erzählungen zu lesen, schreibt doch darüber die Rheinisch-Westfälische Lehrer-Zeitung 1885 Nr. 1:

Unter den westfälischen Dichtern hat wohl niemand die rote Erde in so formvollendeten, herzlichen, schönen Liedern besungen als der tief gemütvolle, bedeutendste zeitgenössische Lyriker Westfalens, Otto Weddigen.